Alle rechte vorbehalten: § 6, c; § 11, letzter absatz, des gesetzes vom 11. juni 1970.

Druck von Troitzsch & Osterlag in Berlin, Kommandanten-Str. 44.

DER

NEUE TANHÄUSER

Die wollust der kreaturen ist gemenget
mit bitterkeit.

MEISTER ECKHART.

BERLIN
FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG
(W. GRUBE)
29 CHARLOTTEN-STRASSE 29

1871

Seite 69 strophe 5 ist zu lesen:

„Dein Lenz ist auch dahingeblüht,
Er blühte, ach, für einen andern."

F
1838

Zur ersten Auflage.*)

Von

Wolfgang Menzel.

Literaturblatt no. 77. Stuttgart, den 25. september 1869.

Der neue Tanhäuser: eine in sich zusammenhängende reihe von gedichten, deren ungenannter verfasser ein grosses poetisches talent besitzt und nicht nur meister des reinen verses und des wohllauts ist, sondern auch durch die tiefe der empfindung und glut des ausdrucks den leser ergreift.

Der titel deutet den inhalt an. Der dichter erlebte an sich selbst etwas ähnliches, wie der sagenhafte sänger vom Venusberge, und wendet es in geistreicher und tiefsinniger weise auf den allgemeinen zwiespalt in der menschheit an, die sich unwiderstehlich hingezogen fühlt zur schönen sinnlichkeit des heidenthums und doch wieder davor zurückschaudert, weil jener süsse reiz des warmen lebens keine dauer hat, weil das liebliche fleisch in verwesung übergeht, das grab alles irdische verschlingt und ein ernster mahner im gewissen an das jenseits zu denken befiehlt.

---

*) Erschienen Berlin. Druck und Verlag von Reichardt & Zander s. a. (juni 1869). die stücke I. II. VI—XXI. XXXV. XXXVI der gegenwärtigen definitiven ausgabe enthaltend.

Der dichter leitet den liedercyklus folgendermaassen ein:

Ich fuhr vorbei am Hörselberg
und hörte die flöten tönen,
durch den bergspalt schaut ich frau Venus auch
und die lachenden tanzenden schönen.

Doch von der Wartburg wallen sah
ein bleicher mönch hernieder,
er murmelte bibelsprüche,
uralte sterbelieder.

Ich aber starrt in den weissen dampf
mit träumerischem sinne:
o heiliger bässer, folg ich dir?
folge ich dir, frau Minne?

Er folgt der Minne. man macht ihm vorwürfe, aber er weist sie zurück:

Ihr sagt: es ist nur eine dirne,
schön, doch gemein trotz alledem —
ich aber seh auf ihrer stirne
der Venus heilges diadem.

Ja, sie ward fleisch in diesem weibe,
frau Venus lacht aus diesem mund,
umschmeichelt mich mit diesem leibe,
mit dieser brüste selgem rund.

So giebt der dichter sich dem zauber der schönheit hin, die wie eine gottheit in der natur waltet. Mit feinem geschmack aber sucht er den höchsten reiz in der schönen sinnlichkeit in naturumgebungen, die dazu passen, im schönen süden, in den hochalpen, am Genfersee, dann wieder im hohen norden, und führt uns eine reihe anmuthiger portraits derjenigen mädchen vor, in deren armen er die lust des lebens kostete. Mit diesen erinnerungen aus der fremde verbindet er auch solche aus der jugend.

Der kirchturm eines dorfes erinnert ihn an seine erste jugendliebe:

Leuchtend aus dem lindengrün [p. 18].

Der ruf der kirchenglocken bewegt sein herz noch nicht zur reue, aber die vergänglichkeit alles schönen weckt ihm zuweilen schauer:

Feil hat sie rettig und rapunzeln [p. 13].

Einige portraits sind besonders meisterhaft ausgeführt, z. B.:

Dass andre dich vor mir besessen [p. 12].

Die seereise nach Dänemark und Schweden gibt dem dichter anlass, als episode ein feuriges lob der jungen deutschen marine einzuflechten:

Weisse, riesenhafte schwäne,
ziehn die schiffe hier vorüber
majestätisch, und vor allen
unsre flagge, schwarz-weiss-roth.

Dir verdanken wirs, gewaltger,
kritiker mit blut und eisen,
doktor der philosophie,
philosoph von Königgrätz.

Andre schreiben hinterm ofen
ihr system, doch du mit thaten,
eine welt in sieben tagen,
wie Jehova, schufst du uns!

Welch ein glorreicher triumphzug!
dich umjauchzten tausende,
als du einzogst in die hauptstadt —
aber unsichtbar dem volke

Sah ich dir entgegenschreiten
Stein und Gneisenau, sie wanden
dir den lorber stolz und freudig
um die frühgebleichte stirn.

Und dein kritischer kollege,
einst erschütterer auch Europa's,
vor des deutschen reiches schöpfer
zog den hut der alte Kant.

In dem längsten gedichte der ganzen sammlung kontrastirt der dichter den ewigen juden mit dem doktor Faust, das tiefe grauen und die flucht vor dem leben mit der heissen und sündhaften gier nach dem leben. Die treffliche alte volkssage vom doktor Faust berechtigte den dichter, den trieb zum sinnlichen, den Don Juans-übermuth, der die ganze natur seiner lust unterwerfen will mittelst der magie und hingabe an den teufel, in verbindung zu bringen mit dem modernen abfall von gott im materialismus und in der selbstvergötterungslehre, desgleichen mit dem neuen heidenthum der renaissance, welches schon in der alten Faustsage allegorisch aufgefasst ist als die wiedererweckung Helena's, des schönsten weibes der alten welt, aus ihrem grabe. Gegen alles gift dieser modernen verführung ist nun die verzweiflung des ewigen juden, der die sinnenwelt gern verlassen möchte und nicht kann, das gegengift.

Der liedercyklus schliesst, dem eingang entsprechend, frageweise:

Kannst du mich sprechen wieder rein
wie in der kindheit tagen?
kann dieser welke dornenkranz
noch einmal rosen tragen?

Ach, oder willst du, dass auch ich
zum Venusberge kehre,
wie einst zum Venusberg gekehrt
der edle Tannhäuser?

Der neue Tanhäuser

I

Um ostern war es. in die welt
zog ich mit achtzehn jahren,
ich bin gen Leipzig als student
durchs Thüringer land gefahren.

Ich fuhr vorbei am Hörselberg
und hörte die flöten tönen,
durch den bergspalt sah ich frau Venus auch
und die lachenden, tanzenden schönen.

Doch von der Wartburg wällen blickt'
ein bleicher mönch hernieder,
er murmelte bibelsprüche,
uralte sterbelieder.

Ich aber starrt in den weissen dampf
mit träumerischem sinne:
o heiliger büsser folg ich dir?
folge ich dir, frau minne?

II

Der würfel fiel! o heisse jugend,
o schönheit, wein und sommernacht!
der würfel fiel! es fiel die tugend —
doch hab ich nur dazu gelacht;

Und schlaflos lieg ich in den kissen,
seit ich von ihrem bett getrennt,
mein mund noch heiss von ihren küssen
mit glutgewalt nach neuen brennt.

Ihr grosses auge, halberschlossen,
blickt überall mich blinzelnd an,
mahnt: was ich jüngst bei ihr genossen
und was ich noch geniessen kann.

Ich seh in jedem augenblicke,
verführerisch auf mich gewandt,
dies auge, feucht von süssem glücke,
das üppge kinn, die kleine hand.

Ihr sagt: es ist nur eine dirne,
schön, doch gemein trotz alledem —
ich aber seh auf ihrer stirne
der Venus heilges diadem.

Ja, sie ward fleisch in diesem weibe,
frau Venus lacht aus diesem mund,
umschmeichelt mich mit diesem leibe,
mit dieser brüste seelgem rund.

Was will die tugend kalt und düster?
wir sind ja sünder — sünd'gen wir!
ich bin der Venus hoherpriester
und heute opfer ich bei dir!

III

Kirchhof von Friedberg! mein vergnügtes wandern
durchs sein ward hier zur ernsten pilgerfahrt:
hier ruht ein mann! er war nicht wie die andern,
und eine thräne rinnt mir in den bart.

Das licht, das selbst natur sich angezündet
in diesem hirn, sie blies es thöricht aus,
das erge weltenauge ist erblindet
und modert nun im morschen bretterhaus.

Ein schwarzer marmor! schnee und regenschauer
verlöschten fast der lettern goldnen glanz,
den stolzen namen: Arthur Schopenhauer —
zu häupten lag ein frischer lorbeerkranz.

Und immergrün mit lotosblauer blume
schmückt stets lebendig ihm den leichenstein,
mein Deutschland auch wird diesem heiligthume
alljährlich seine schönsten kränze weihn.

Vom lindenbaum verdorrte blätter sanken,
doch durch der wolken sturmgepeitschtes grau
erglänzten licht wie deines geists gedanken
die sterne her vom dunkeln himmelsblau.

Du hobst empor der dinge majaschleier,
den nebelflor des weltenzauberrings,
du tratest kühn, der wahrheit düstrer freier,
mit neuer antwort vor die alte sphinx.

Du hast Sansarens ganzes reich durchschritten,
warst in der höll', in welcher Dante war, —
getrost! du hast Nirwana doch erstritten
und hier auch rosen für dein weisses haar.

IV

Und am einen arm Therese
und am andern arm Elise
durch der liebe paradiese
wandl ich, durch die lauben Bern's.

Gottes heilger zorn verjagte
einst aus Edens holdem glück uns:
holder noch schenkt es zurück uns
Venus, unsre liebe frau.

Ja, ihr berg ist dort die Jungfrau,
und sie blickt von ihrem stillen
zauberschloss auf deine villen,
Interlaken, gnädig hin.

Steigt auch nieder oft in menschlich
reizenden inkarnationen,
in den grandhotels zu wohnen
an dem prächtgen Höheweg.

Und so traf auch ich die göttin.
eine himmlische brünette,
doch sie hielt auf etikette,
ging an ihrer schwester arm;

Liebenswürdig ältre schwester,
geistreich, aber ohne genus —
und so mach ich meiner Venus
und der schwester mit die kour.

Und am einen arm Therese
und am andern arm Elise
wandl ich wie im paradiese
lachend durch die lauben Bern's.

V

Therese war in die stadt gegangen,
wir blieben allein mit wonnigem bangen,
ich war so schüchtern, Elise noch mehr,
wir sprachen kein wort, wir athmeten schwer.

Ich rückte zum fenster zwei sammetstühle,
dumpf dröhnte von unten das strassengewühle,
ich schlug die schweren gardinen zurück,
wir warfen zerstreut in die ferne den blick.

Dort lag im reinen morgenglanz
der silbernen alpen jungfräulicher kranz,
es webt' um die schweigenden schneeigen firnen
wie trauer webt um menschenstirnen.

Darunter blühend ausgespannt
als üppiger teppich das grünende land,
zu füssen uns brauste lustschäumend die Ahr,
wir wurden von alledem nichts gewahr.

Die lachende, traurende, schöne welt
mit eis und blumen, mit wald und feld,
in deinem blicke liegt sie ja auch:
ich küsse die welt, ich küsse dein aug!

Ach, welch erröthen, zürnen, sträuben!
mein auge flehte dich zu bleiben,
mit zitternden händen hielt ich dich fest,
da hast du mich an dein herz gepresst.

Von deinen armen mein haupt umschlossen,
an deinen busen hingegossen,
da schwur mein mund dir immer aufs neue
ewige liebe, ewige treue.

VI

O ihr Savoyens veilchenfarbne höhn
und du, Montblanc, in rosgen abendgluten,
tief blauer see — wie seid ihr heute schön!
und dennoch blick ich traurig in die fluten;

ich schaue seufzend nach La Meillerie
und fühl ins aug mir eine thräne steigen,
o tag von Clarens! Bosquet de Julie! —
wär sie mein eigen!

Aus Fribourgs dom tönt mystscher orgelklang
von fern herüber, wie er einst erklungen,
als ich in dunkler nische dich umschlang,
als deine hand in meine sich geschlungen;

und die musik wie selger engel chor
ergoss sich durch der wölbung heilges schweigen —
doch himmlischer klang dein wort mir ins ohr:
ich bin dein eigen!

Dann flocht um unser haupt im sonnenschein
gründuftge kränze jene geisblattlaube,
die rosen blühten im cypressenhain,
am ulmenstamme reifte schon die traube;

schneegipfel ragten blendend im azur,
um sich herab zur blauen flut zu neigen —
doch doppelt schön durch dich war die natur,
du warst mein eigen.

Du warst mein eigen — was hat dich so bald
aus meinem arm, aus deinem mich getrieben?
wird jedes herz am ende müd und kalt?
ach, oder kann nur ich nicht dauernd lieben?

und wieder einsam rudr ich auf dem see,
die wogen tanzen ihren alten reigen,
der mond geht auf wie damals in Vevey —
wärst du mein eigen!

VII

Ein neues mädchen! und sie wohnt
in einer neuen gegend,
durch fremde strassen wandr ich zu ihr,
ein weiter weg und es regent.

Ich denke an die sonne Vevey's
die wonnige schweizerreise,
dein herz nur glich den Diablerets
mit ewgem schnee und eise.

Und, ach, am ende erkrankte mein leib
vor zuviel seelenminne . . .
nun soll der winter in Berlin
entschädigen meine sinne. —

Die gaslaternen brennen schon,
denn es beginnt zu schummern,
ich sehe die hohen häuser hinauf
und spähe nach den nummern.

Und näher und näher komm ich jetzt,
da steht schon nummer 70,
und 59 wohnt sie ja,
in die mein herz verliebt sich.

Das fenster ist hell, sie ist zu haus
nun klingl ich leise, leise . . .
„wer ist da?“ — liebe Klara, ich!
sie öffnet heimlicher weise.

Kennst du mich noch, so küsse mich!
sie küsst mich ohne zaudern:
„nun komm! s'ist warm und schön bei mir,
nun wollen wir traulich plaudern.“

Es dampft der kaffee auf dem tisch,
schneeweiss war die serviette,
und weil an stühlen mangel war,
so setzten wir uns aufs bette.

Sie sprach so lieblich, so klug und gut,
die lippen lachten so blühend,
wie weich war ihre weisse hand,
die dunklen augen wie glühend!

Der epheu rankt am fenster hinauf,
man kann nichts sehn von drüben,
drum leuchte, zitternde kerze, nur
auf unser zitterndes lieben.

Es ward ihr leib, so weiss und warm
und duftend weich wie sammet,
von meiner küsse lodernder glut
als wie von rosen durchflammet.

Wie wussten ihre glieder sich
an meine glieder zu schmiegen,
wie wusst ich mich mit letzter kraft
in ihren schooss zu fügen!

Ich war in ihr, sie war in mir:
wie in einander brennen
zwei flammen, ein körper und eine seel,
wir waren nicht zu trennen.

Ein schmerzenssenfzer, ein ruf der lust,
nothschrei und wonnebeben —
erlösung und die sünde ist das,
das ist der tod und das leben!

VIII

Dass andre dich vor mir besessen,
hab ich an deiner brust vergessen,
du sahst mich an so kindlich rein —
der erste glaubt ich stets zu sein.

Und immer wenn ich wieder kam
umhüllte dich so süsse scham,
dass ich nicht wusste, keusches weib,
war wirklich mein schon dieser leib?

So wie der mai stets wieder mailich,
warst du von neuem stets jungfräulich,
und eine bange brautnachtfreude
entzückte täglich so uns beide.

IX

Feil hat sie rettig und rapunzeln
das alte weib, ich seh ihr zu,
ich sehe unter ihren runzeln
die schönheit — sie war schön wie du.

Die alte bläst ins kohlenbecken,
es sprühn die funken und sie lacht:
die kleinen flammengeister wecken
erinnrung mancher liebesnacht.

Sie seufzt, ihr rothes aug wird trüber,
es zittern ihre alten knie —
geliebte, gehn wir rasch vorüber,
sonst denk ich: du wirst einst wie sie.

X

Wir trinken gern den warmen trank
aus jenen alten tassen,
obwohl die vergoldung abgeschabt
und devisen und rosen verblassen.

Dein jugendschmelz ist auch verblasst,
der einst so golden geglänzet,
doch blieb dein leib noch ein üppiger kelch,
den mir frau Venus kredenzet.

Dein schmachtendes auge, dein sehnender mund
bekehren jeden büsser,
vier jahre der liebe machten dich
nur reifer und nur süsser.

Doch reife früchte faulen dann,
sie faulen und verwittern —
ach, der gedanke lässt mich oft
in deinen armen zittern.

Dann spür ich schon den moderduft
aus deinen welken zügen,
dein künftges antlitz seh ich schon
an meinem busen liegen.

Ich höre die krankheit und den tod
schon an die thüre klopfen —
es fällt in den reinen becher der lust
ein trüber wermuthtropfen.

Das alter, die krankheit und der tod
macht tief mein herz erbeben,
wie einst Siddharta, der inderprinz,
möcht ich entfliehn dem leben;

Der liess sein junges, süsses weib
und ging aus dem königspalaste
als bettler in die wüste hinaus,
damit er bete und faste.

Ich drücke dir auch zum abschied bald
die weissen hände, die schlanken,
und in die wüste flieh auch ich,
die wüste meiner gedanken. —

XI.

Den leichtsinn schenkte mir natur,
der mutter dankbar bin ich,
leicht trag ich das leben, leicht trüg ich den tod,
und ich liebe dich leichtsinnig.

Es liebt dich mein leichtsinniges herz,
drum frage nicht nach dem ende,
das überlass ich dem lieben gott,
der alles zum besten wende.

Lass mich nur weltvergessen ruhn
auf deinem schönen busen,
er ist mir lieber als der parnass
mit allen seinen musen.

XII

Das leben ist warm und der tod ist kalt,
warm ist das bett der liebe,
doch draussen jagt des nords gewalt
das weisse flockengestiebe.

Wir leben und die liebe rinnt
süssschwellend durch unsre adern,
doch draussen wird der tödtliche wind
mit deinen locken hadern.

Eine flocke fällt auf dein herz, gieb acht,
es wird nie wieder erwarmen,
o geh nicht fort in die kalte nacht
aus meinen heissen armen.

Eine spitze nadel von eis, sie sticht
in deine augensterne,
ach! es erlischt ihr schelmisches licht,
das ich geküsst so gerne.

Und deine lippen — zwei tropfen blut —
sie werden schneeweiss sich färben
und ihre zarte rosenglut
sie wird im froste sterben.

Zur weissen lilie wirst du ganz,
zur starren, düftelosen,
ich aber liebe den duftenden glanz
der glühenden, blühenden rosen.

O bleibe bei mir die letzte nacht
und lass dich warm umfassen —
„ach nein, ach nein! der tag schon erwacht,
du sollst und musst mich lassen!“ . . .

Nun schwankten wir im sturm umher,
bis wir eine droschke trafen,
die armen pferde zitterten sehr,
der kutscher war eingeschlafen.

Ein letzter kuss, und die peitsche knallt,
und deine thränen rinnen . . .
ich sehe dir nach, und der wind weht kalt,
und langsam fährst du von hinnen.

Es hat der kalte, todtbleiche tag
meine liebe von dannen getragen,
ich sah noch lange traurig nach
dem verschneiten leichenwagen.

XIII

Leuchtend aus dem lindengrün,
wo die nachtigallen schlagen,
wiederseh ich nun das kreuz
meiner alten kirche ragen.

Und gedenke feuchten blicks:
ach, es ist schon lange jahre,
dass auch ich, ein gläubig kind,
dort gebetet am altare.

Jeden sonntag bin ich dort
meinem jugendlieb begegnet,
und der gute priester hat
uns zusammen eingesegnet.

Lang ists her! ich hab seitdem
weisheit dieser welt erworben,
längst in meinem klugen kopf
ist der liebe gott gestorben.

Wir sind selbst uns gott genug,
lassen keinen andern gelten,
denn wir sind der geist des alls,
denn wir sind das herz der welten.

Keine predigt wird uns mehr
in die enge kirche locken,
aber deiner, frommes lieb,
denk ich doch beim klang der glocken.

Und mein blick umfloret sich,
seh ich, wie in jugendtagen,
friedlich aus dem lindengrün
unsre alte kirche ragen.

XIV

Stieg am ersten weltenmorgen
aus dem meer der sonnenjüngling,
küsste gleich mit purpurlippen,
küsste gleich die junge erde,

Dass sie mädchenhaft erröthend
in verschämte nebelschleier,
gegenliebe zu verbergen,
ihren busen hüllt — umsonst:

Und der ersten liebesstunde
sieh! entsprossen tausend kinder,
blumen, vögel und gazellen
und zuletzt die holden menschen.

Weiss ihr leib wie sonnenstrahlen,
dunkle sonnen sind die augen,
sonnig glühen auch die herzen
in der tiefen menschenbrust.

Und zum väterlichen lichte
heben sie die hände dankbar,
singen mit melodschen lippen
jubelnd ihm das erste lied.

Aber an des tages abend
neigt das haupt der flammenbräutgam,
müd vom buhlen, sterbensmüde
und voll sehnsucht nach des meeres

Uranfänglich kühler feuchte,
streift er ab die purpurkleider,
tauchet langsam, ruhig langsam
in das dunkle bad der nacht.

Ach, und nach des gottes scheiden
werden blass die rosenwolken,
blass der himmel, und die erde
fröstelt, die verlassne wittwe.

Fröstelnd auch am meeresufer
schmiegen eng sich aneinander,
furchtsam eng die sonnenkinder,
und es schattet schwarz und schwärzer.

Und ihr auge, nachtumhüllet,
weinet seine erste thräne —
ach! es suchen sich geliebte
und erkennen sich nicht mehr.

Auch die vögel flattern ängstlich
durch die büsche, gegen bäume,
in der brust, der tönevollen,
nur ein stummes klagelied.

Und durchs junge herz der erde,
blumenherzen, menschenherzen
zittert nur ein einzger seufzer,
seufzerwunsch nach goldnem licht;

Und zum düstren firmamente
schwimmt der tiefe seufzer aufwärts,
sieh! und wie er angelandet
an der finstern wölbung — plötzlich

Wird er leibhaft und lebendig,
wunsch verkörpert zum erwünschten,
und die ersten strahlenblicke
auf die erde wirft der mond;

Reisst entzwei die wittwenflöre,
legt um ihre marmorschulter
zart ein elfenweisses brautkleid
und er küsst sie lang und zärtlich;

Küsst die blumen und sie leuchten,
küsst die käfer und sie glühen,
küsset auch die nachtigallen
und sie schluchzen süssmelodisch.

Und den jünglingen und mädchen
küsst er augen, stirn und lippen,
weckend den verliebten wieder
allerlieblichste erkenntnis;

Und sie wandeln holdverschränket,
reizend enge, herz an herzen
und zuletzt auf veilchenbetten
schlafen sie den ersten schlaf.

Und im lichen mondenlichte
schlummert auch die erde, schlummern
auch die rosen — unaufhörlich
singt allein die nachtigall.

XV

Der mond wob um der pappeln lange reihen
grünseidne schleier feenhaften duftes,
und die alleen, die sonst im licht des tags
langweilig, starr und hölzern wie die tugend,
— die tugend meiner engen vaterstadt —
verschwammen nun in weich wollüstge formen,
geschmeidig wie die immerwillge sünde,
und glichen fast, zum blauen himmel sehnend
das haupt gewandt, den üppigen cypressen,
die fern im heissen süden aus den gräbern
verliebter weiber wachsen, deren seele
wie Daphne sich in diesen baum verwandelt,
um mit dem lauen hauch des abendwinds
und mit verstorbnen jünglingen zu buhlen,
die nun an ihrem busen zärtlich singen
als nachtigallen . . .

Doch bald von den cypressen-pappeln schweifte
mein blick, weil nun der mond mit argusaugen
dort über hohe taxushecken sah
in einen garten, wo die wasser rauschten
und die musik, und menschen wandelten.
ich trat hinein zu sehn was er gesehn,
und ach! es war ein wunderschönes mädchen.
er hatte schon mit seinem zaubernetze,
eh ich den weg ihm drohend kreuzen konnte,
des mädchens wunderschönen leib umfangen,
dicht schmiegt' er sich an wang und lippen an,
auf ihren busen goss er seine bleichen
schneeweissen rosen und ein meer von lilien
in ihren schooss, und ihre kleinen füsse
neckisch verschränkt in safranfarbnen schuhen
küsst' er mit inbrunst, dass die weissen strümpfe
in gelblich mattem alabaster glänzten
wie einer indschen bajadere haut . . .

Ich ging vorbei und sah mit wilder sehnsucht
des tollen monds und seiner auserkornen
umarmungsseligkeit: ihr haar erglänzte
graublond, wie asche glänzt in todtenurnen,
doch todt ist asche, diese locken lebten
und hauchten wollustvollen blumenduft
und luden ein, sie lüstern zu durchwühlen
in einer selgen pause des genusses
aus ihnen kraft zu neuer lust zu schöpfen . . .
ach, welch ein weib! in ihren körper schienen
verschmolzen alle weiber, die ich jemals
in einer schönen nacht umarmt. o hätt ich
nun sie umarmt! in einer liebesstunde
hätt ich genossen hundertfache lust:
die lippen alle, die ich je geküsst,
die redenden, lebendig warmen rosen,
die busen, heiss wie lava, weiss wie schnee,
wie lilien oder apfelsinenblüthe,
und weich und fest wie die orangenfrucht —
die süssen brüste alle, die ich je
mit dieser tollverliebten hand gestreichelt,
sie dufteten mir allzugleich entgegen
an ihrem busen und ich stürb in lust,
und diese hügel wären meiner seele,
der hold ohnmächtgen, grabeshügel und
lebendger marmor . . . . .
doch ach! der mond ist mir zuvorgekommen,
der schlimmste nebenbuhler! denn sein buhlen
zeugt keine sorge wie die menschenliebe;
drum öffnen gern die spröden mädchenblumen
all ihre nackte schönheit seinem auge,
den sanften, sehnsuchtsvollen strahlenküssen,
die keine reue zeugen, keine kinder . . .

Spät war es nun. verschwunden war das weib,
versunken in sein wolkenbett der mond,
die klänge der musik verrauschten längst,
die menschen gingen, nur die wasser rauschten.

ich blieb allein, und nur die wasser rauschten,
und nur durch meine glieder rauschte sehnend
begehrlich noch mein aufgeregtes blut
und bildete in meiner träumerstirne
leibhaftig nach das bildnis jenes mädchens,
der mondesbraut.

Und langsam ging ich heim. die morgensonne
schien mir gespenstig, nur der mond lebendig;
ich kehrte heim durch jene pappelreihn,
die waren wieder steif und hölzern und
langweilig wie die tugend, wie das städtchen,
wohin sie führten und das dort noch lag
in tugenddumpfem schlummer. doch der sünde
verheissend — nichts gewährendes phantom,
dein götterbild aus bleich lebendgem stein,
o Aphrodite des verliebten monds,
entlass ich nie mehr aus dem reich der seele,
mit deinem schatten buhlend tag und nacht.

XVI

Viel tausend jahre gingen schon
vorüber flüchtgen ganges,
seit Buddha's weisheit wandelte
am Indus und am Ganges.

Seit Er vom goldnen throne stieg,
die menschheit zu erlösen
von krankheit, alter, noth und tod,
vom hunger und vom bösen.

Viel hundert jahre gingen auch,
seit Er zum andern male
vom himmel auf die erde kam
im grünen Jordanthale;

Seit Er gewaltig auf dem berg
geprediget den armen,
und uns zum heil am kreuze starb
aus göttlichem erbarmen.

Doch ach! die last der erde ward
noch heute nicht gelinder,
noch immer, immer keuchen fort
die armen erdenkinder;

Das schönste antlitz muss noch heut
verblühen und verwittern,
noch immer wird die locke weiss
und kinn und glieder zittern.

Noch immer kleiden gähnend sich
in seid und sammt die reichen,
die armen sind noch immer arm,
die kummer- und hungerbleichen.

Noch stets im schweiss des angesichts
bebauen wir die erde,
auf dass mit dorn und distel oft
der fleiss gesegnet werde.

Aussätzge liegen immer noch
am weg und flehn und klagen,
die pest bevölkert immer noch
geräumge leichenwagen.

Auf blutge schlachtgefilde blickt
der blasse mond noch immer,
ein ungeheurer kirchhof scheint
die welt in seinem schimmer.

Rastlos wälzt sich die menschheit fort,
rastlos sich selbst gebärend
und doch im tollen lebensdrang
nach ruh und glück begehrend.

Ja, zitternd geht durchs herz der welt
ein seufzer nach erlösung —
wer bringt der kranken mutter wohl
erleichtrung und genesung?

Wo schlummert dein erhabner geist,
o Buddha, menschenheiland,
schläft er in einem lotoskelch
auf stillem Gangeseiland?

Erwach, siegreichvollendeter,
uns ruh und glück zu lehren,
o sohn des höchsten, lass dich uns
zum dritten mal gebären!

XVII

Kaum verliessen wir die Oder
und schon seh ich möven schweifen,
fern und immer ferner schwanden
schilfumsäumte uferstreifen.

Und vom bugspriet unsres „Falken"
weiset stolz mir der matrose
das unendlich blaue reich,
ewigkeit, die uferlose.

Nur die möven flattern mit uns,
schlagen kreischend mit den flügeln,
zittern zu den wolken aufwärts,
abwärts zu den wellenhügeln.

Der schiffsjunge scheucht sie fluchend
von den rahen, von den masten:
diese unglücksvögel dürfen
nirgends ruhn und nirgends rasten.

Sind ja gottverdammte seelen,
die für ihres lebens sünden
nicht im grab, nicht in der hölle,
nie und nirgends ruhe finden.

Zitternd blick ich auf die armen —
gott, wie hart sind deine strafen!
werd ich auch vielleicht dereinst
nicht in deinem schooße schlafen?

Habe mitleid! stoss mich nicht
sterbensmüd von deiner schwelle!
oder loss mich wenigstens
ruhe finden in der hölle.

Noch der unruh dieses lebens
ruhges schlafen, mir gewähr es,
stoss mich nicht hierher zurück,
nicht in wogenbraus des meeres!

Aber bist du unerbittlich,
muss ich doch zurück zur erden,
abzubüssen hier die schuld —
lass mich nur nicht möve werden!

Ewges hungern, ewges kreischen
wäre nichts für meine kehle,
sperr in einen stummen seehund
lieber meine arme seele.

Still von meinem fette zehrend
ruht ich dann auf sonngen riffen,
und den pelz behaglich trocknend
blinzt ich gähnend nach den schiffen.

XVIII

Kopenhagen — Nord-Venedig!
doch mehr strassen als kanäle,
und anstatt in schwarzen gondeln
fährt man auf dem bunten sporvei.

Blonde männer, blonde weiber,
sehen völlig aus wie deutsche,
lachen, trinken urgermanisch,
aber dänisch sprechen alle.

Misverständlicher jargon!
durch die Gothersgade sah ich
einen wagen voller fässer
fahren und daran stand: Öl.

Doch der tonnen inhalt war
Kjoebenhavner ale und porter,
wie ein dämchen mich belehrte,
welches bei der windmühl wohnt. —

Ja, das bier ward öl und schmeckt auch
wie verdünntes öl mit zucker,
weckt die seekrankheit von neuem,
— denn wie einstmals dem Odysseus

Krempelt' um auch mir Poseidons
teufelsfaust den armen magen
wie 'nen handschuh, riss den brennpunkt
unsres wollens, riss das herz mir

Aus der brust gleich Vitzliputzli's
oberpriester — der verstand nur
blieb zurück als kalter abscheu,
schauder vor dem ganzen leben —

Ach, an solcher stunden qual
mahnt mein dulderherz das dünnbier,
welches Hamlets enkel brauen,
und es weckt mir edle sehnsucht

Nach dem edlen bier des braven
Patzenhofer und nach Walters
schöner schenkin, die den seidel
uns kredenzt nach mitternacht.

(Wenn wir nämlich von dem ächten
bier, dem bier des ächten trinkers,
schon genug getrunken, seis bei
Olbrich, seis beim schweren Wagner.)

Ganz vorzüglich ist das essen
in dem Hotel d'Angleterre,
werth zu tragen jenen namen
wie der gasthof an der Zeil,

Wo der philosoph von Frankfurt,
gross im denken wie im essen,
mit dem weissen pudel Atma
seine zwei kouverte frass.

Hotel d'Angletere! wir kabens
auch bei uns, mein lieber Krause,
ass ich nicht daselbst mit ihnen
und mit dir, o keuscher künstler?

Unsrer welt paläste baust du,
baust zugleich die welt auch selber,
heiter aus des lebens gleichung
rechnend das berühmte x.

Doch wir fürchten: deine cirkel,
keuscheste gedankenkreise,
stört mit übermüthgem tritte
einst ein allerliebstes füsschen.

Solch ein füsschen, wie es trug
jene kleine frau, die damals
leider an des mannes seite,
leider nicht an unsrer sass;

Sittsam nippt sie nur vom weine
mit den üppgen lippen, sittsam,
wenig ass sie und wie zierlich!
ach, die zähnchen! ach, die hände!

Doch vor allem was für augen!
schwarz, mit räthselhaftem aufschlag,
kindlich bald und bald verrathend,
dass sie brachen schon vor lust.

Solche dunkle flammen, fürcht ich,
werden noch zu asche brennen
manches kolossale bauwerk,
welches schläft in deinem hirn.

Hast du doch beinah versäumet
über jener frau das essen,
sieben gänge aus der besten
küche wohl in ganz Berlin. —

Doch zurück von Spree und Panke!
stehn wir nicht am Oeresunde
und bewundern durch den kneifer
dort den mastenwald des hafens?

Und das bollwerk, die lünette:
respektabele kanonen!
die gezognen läufe glänzen
respektabel in der sonne.

Weisse, riesenhafte schwäne
ziehn die schiffe hier vorüber
majestätisch und vor allen
unsre flagge, schwarz-weiss-roth.

Was bedeutet jenes roth?
ist es unsrer alten deutschen
freien königin der meere,
ists der Hansa siegreich roth?

Nein, es ist das junge blutroth,
das die heimaterde färbte
in der deutschen grossen woche
achtzehnhundert sechs und sechzig.

Wie die majestät der sonne
blutig aufgeht, geht aus blut nur
irdschen reiches ruhm und grösse,
einheit, freiheit, frieden auf.

Triefte nicht der grosse kaiser
Karl vom blut der Sachsenfürsten?
taufte blutig nicht der könig
Heinrich Böhmen, Wenden, Dänen?

War nicht Friedrich Barbarossa's
breites reichsschwert purpurroth
von des frechen Baiernherzogs
welfischem rebellenblut?

Und nun ist der alte kaiser
auferstanden von den todten,
setzte sich die güldne krone
auf das silberweisse haupthaar.

Silbern fliesst der bart ihm nieder,
doch das aug ist blau und blitzend,
wie die flut der heilgen Ostsee
blau an Rügens küste blitzt.

Silberbärtig, hoch zu rosse
schwang sein schwert er in der sonne,
schwarz und silbern weht das banner,
Friedrich's adler flog voran.

Und er schlug mit scharfem schwerte
gegenkaiser, gegenkönige,
und der heimat goldne aue
stand in blumen rosenroth.

Und sie legten ihre kronen
ihm zu füssen, und ins banner
fügte da der milde könig
ihres blutes rosenroth.

Herrlich über Deutschlands wäldern,
über des Kiffhäusers trümmern
ob der burg der Hohenstaufen,
auf den zinnen deutscher städte

Flattert nun das neue eine
einzge schwarzweissrothe banner,
schwebt der selbe aar in lüften
einsam, königlichen flugs.

Und er wird gen westen fliegen,
wird den Wasgau überschatten,
horsten wird er in der höchsten
edeltanne der Vogesen.

Unter seinem fittig wieder
ziehen schaaren deutscher beter
zu dem wundersamen münster,
zu dem deutschen dom von Strassburg.

Und der aar wird weiter fliegen
und im deutschen siegesbanner
schwarz und weiss und junges blutroth
flattern auf dem thurm von Metz. —

In dem pavillon am hafen
hab ich ebenfalls bewundert
andre schwarz-weiss-rothe farben,
denn ich ass dort rode gred.

Eine blutig rothe festung!
und armirt mit einem schwarzen,
alterthümlich langen stücke
duftender vanille, und flöde

Fliesset weiss im festungsgraben,
etwas gelblich, denn die köchin
schlug hinein zwei gute eier
von der insel Amager.

Und das kostet nur acht skilling!
ich bin sicher: in Walhalla
giebt es ausser braunem meth
täglich rode gred met flöde.

Ich bin sicher: auch in Island
kannten schon des Eddaliedes
hehre skalden dies begeisternd
süsse nationalgericht. —

Wandelnd dann zur Ostergade
sah ich an den bilderfenstern
Odin thronen, mit den raben
häuptlings und den wolf zu füssen.

Und da waren auch viel zwerge,
hässlich gipserne gestalten,
aber doch erfreulich mahnend
an die uralt heilge vorzeit,

Die wir Deutschen längst vergessen,
hätten nicht die theuren brüder
Grimm uns unsre märchen wieder
wunderlieblich vorerzählt. —

Doch wenn gut genährt der körper
nicht inkommodirt die seele
(während der verdauung) sehnt sich
stets die seele nach dem schönen;

Keusche sehnsucht! ach, ganz anders
gings Catull im carmen XVIII,
als er gut gefrühstückt hatte —
nur ein deutscher dichter sucht dann

Nach der vridee des schönen,
die der heilge Sokrates
definirt in Platons gastmahl,
doch die nie im fleisch erscheint.

Ach, es hat ja unsre erde
ein medusenhaupt, und immer
wenn vom himmel naht das schöne
dieser welt — so wirds zu stein.

Und so sah ichs in den hallen
jenes wundersamen tempels,
wo der Berthel Thorvaldsen
hingebannt die griechsche schönheit.

Doch sie friert im kalten Själland
und ich möchte dich erwärmen,
Venus, reizende kousine
von der melischen im Louvre.

Mitleidfühlend stand der meister
vor der lieben frau von Melos,
der ein mönch mit frechem hammer
einst den lilienarm zerschlug,

Jene gnadenreichen arme,
welche hülfreich oft umfangen
manchen liebeskranken gott,
manchen menschen, krank vor liebe.

Und es sprach der grosse meister:
deine abgehauen hände,
arme göttin, schenkt dir wieder,
schöner wieder meine hand.

Schuf sie denn der sohn des nordens
unterm ewig blauen himmel,
dort wo noch im fleische wandeln
alle göttinnen des Titian.

Und so ragt im heiligthume
makellos der schönheit bildnis,
in der hand den liebesapfel
bietet sie der trunknen welt.

Doch im arm die zwillingsbrüder
schlaf und tod, schwebt dort die Nacht
sanft und ernst herab, der mohnkranz
schmückt die stirne, träumespendend,

Heisse träume, lebensträume —
zu den füssen, die zuerst im
tod erkalten, fliegt das käuzchen,
kreischt das leichenhuhn gespenstig. —

Auch den zug des Alexander
hab ich ernsten blicks betrachtet,
rosse, kluge elephanten
und kameele mit geschenken

Unterjochter völker — alle
nahn gebückt dem Macedonier,
welcher auf dem siegeswagen
ähnlich dem Achilleus fährt.

Und ich dachte: eine sprache,
marmorstummer götterjüngling,
und die schönste ewigkeit
schenkt dir nur mein freund Hans H. —

Doch nun fort! wie starre leichen
schaun mich an zuletzt die stummen
statuen und es überläuft mich
eine kalte gänsehaut.

Fort aus diesem mausoleum
weisser mumien! ich begehre
nach dem reigen des lebendgen,
nach der plastik der bewegung.

Ging ich denn zum meeresufer,
wo die welle vielgestaltig
brausend immerdar heranwogt,
immerdar am fels zerstäubt.

Schattge lauben sind am ufer
und in einer stillen grotte
schlief ein mädchen aus dem volke,
sittsam ruhend, holden anstands.

An dem kopftuch, weiss wie schnee,
da erkannt ich gleich die Schwedin,
lautlos sass ich ihr zur seite,
doch es pochte laut mein herz.

Sie erwacht und sie erröthet,
reibt sich schamhaft ihre wimper —
wollustmatte braune augen,
süsses habt ihr wohl geträumt.

Doch sie blicken schon aufs neue
tief und feurig und sie lächelt —
sechszehnjährig rothe lippen
unter einer holden stumpfnas.

Und bescheiden rück ich näher . . .
sie will gehn . . . ich blicke traurig,
und sie bleibt, und unsre augen
sie eröffnen das gespräch.

Doch die weitre unterhaltung
hapert sehr, sie spricht nur swensk,
unverständlich liebe laute,
aber tydsk nicht eine silbe.

Also rekurrirten wir
auf die alte sprache, welche
schon mein heitrer römscher vetter
kannte und besang: Ovid.

Pyramus und Thisbe sprachen
ja der augen stumme sprache,
und in achtzehnhundert jahren
blieb sie ohne lautveränderung.

Die verstandst du, lille Marie,
und wir wandelten am seestrand
arm in arm und aug in auge,
auch die lippen säumten nicht,

Sprachen schon der küsse sprache
und sie sprachen hastig, hastig,
denn um sieben uhr des abends
ging das dampfschiff ab nach Malmö;

Und sie musste mit, nach Schwedens
ferner küste wies sie traurig,
schrieb mit weissem finger: I
in den weissen meeressand.

Und so drückt ich meine lippen
auf die ihren heiss und schmerzlich,
trennungsschmerzliche umarmung!
und sie stieg an bord des „Hamlet",

Warf mir küsse mit der hand zu,
winkte zärtlich: fahre mit mir! . . .
noch ein augenblick . . . und ach!
konnt ich widerstehn dem winken

Eines weissen taschentuches
in noch weissrer hand? entschlossen
in der reizenden Ophelia
offne arme stürzt ich mich.

In umbrandeter kajüte
sassen wir und schwatzten traulich
immer jene einzgen worte:
lille Marie! söter Eduard!

Endlich band ich um ihr braunes
haar das schwanenweisse kopftuch
und ich strich aus stirn und augen
ihr die losgegangnen locken,

Und wir stiegen aus in Malmö;
in dem grünumbuschten ronding
auf verschwiegner bank wie lange
und wie zärtlich ruhten wir!

Langsam aus den feuchten wassern
stieg indess der goldne vollmond
und zum duftig blauen tage
ward die prächtge sommernacht.

Doch der mond, der alte freund
der verliebten und der dichter,
hüllt uns ein in seinen mantel,
gelben rennthierledermantel,

Dass kein menschenaug erblicke
unser schmachtendes umarmen,
dass kein menschenohr vernehme
unsre küsse, unsre seufzer.

Und am ende schlug die stunde,
wo der alte, strenge vater
eingeschlummert . . . ängstlich klopfend
hämmerte mein herz im busen.

Als wir in die stube traten,
unbekannte, dunkle stube:
wie ein alter schwede schrecklich
schnarchte nebenan der vater.

Und ein schauder überlief mich:
wenn dies eine räuberherberg!
wenn mir jener alte braute
den berühmten schwedentrank?

Doch der kleinen warme hände
fassten meine eisigkalten,
neubelebend meine adern,
und sie zogen mich zur nische,

Zu dem bett von eiderdunen;
zitternd sank ich in die kissen,
liebezitternd und ich dachte
nicht des bärtig wilden vaters,

Dachte nicht an deutsche tugend,
hörte nicht den treuen Eckhart,
welcher einen teufel nannte
dieses wilde schwedenmädchen.

Ihre weissen finger fasst ich,
zog sie langsam zu mir nieder,
über uns wie wellen schlugen
dicht zusammen die gardinen. —

* * *

Frischer seewind! morgenbrise!
und ich sass am steuerrade
und am fernen horizonte
späht ich schon umsonst nach Malmö.

War versunken in die wogen
wie Julin im schiffermärchen,
mit ihm war hinabgesunken
auch der traum der letzten nacht.

Nur im heitern vers umklingt er,
wie ihr lachen silbertönig,
mir das ohr — gleich jenen glocken
aus Vineta und Julin.

XIX

Dies ist der Nerthus heilger hain,
dies sind die heilgen fluten,
das ist der opferstein, wo einst
geflammt die heilgen gluten.

Das sind die weissen felsen auch,
die einst die göttin sahen,
wenn sie bei mondschein badet' im meer —
der priester nur durfte sich nahen.

Durch wonnig säuselnde buchen schaun
wie damals mond und sterne,
wollüstig wiegen die wogen sich,
sie küssten dich wieder so gerne.

O mutter des lebens, o göttin der lust,
frau Venus im süden und norden,
o stifte aufs neue dein altes reich,
den alten heilgen orden!

Und wie du den feuchten wassern enttaucht
an Kypros ufern weiland,
frau Nerthus, tauche heut empor
an deinem deutschen eiland!

Kein christenpriester darf dich mehr
als teufelinne schelten,
als göttin herrschst du wie zuvor,
als königin der welten.

Und neben dir in majestät
seh Odins hehre gestalt ich,
wir werden wieder das alte volk,
über alle völker gewaltig.

Wir ruhen an deiner brust uns aus,
frau Venus, von herrlichen thaten,
von tiefen gedanken, von schlachten und sieg,
vom friedlichen baue der saaten . . .

Und wie ich so träumte am rügischen strand,
begannen die büsche zu rauschen,
ich sehe einen mädchenkopf
zu mir hinüber lauschen.

Ein sterbliches mädchen, ein irdisches kind,
doch wie ich noch keines gesehen,
sie lacht mich aus rehbraunen augen an —
es war um mich geschehen.

Nun wandl ich am meer und im heiligen hain
mit diesem süssen weibe:
die göttin, die ich suchte, wohnt
in einem menschenleibe.

XX

Ich liege am einsamen hünengrab,
den morgen zu verträumen, —
die buche rauscht, du aber ruhst
dort wo die wellen schäumen.

Hier sollten meinem geisterruf
die keltischen ahnen erscheinen,
helden im zottigen bärenfell,
mit der axt aus feuersteinen;

Blauäugige weiber, im blonden haar
hellblonde bernsteinschnüre,
auch wollt ich leibhaft wandeln sehn
die riesigen elennthiere.

Doch heut mislang die beschwörung mir,
ich sah in meinen träumen
nur immer dich am Schwanenstein
dort, wo die wellen schäumen.

Mein fuss, bist du so müde denn?
was steigst du nicht zu ihr nieder?
ach, eine heimlich süsse angst
fesselt ihn immer wieder.

Das bangen vor deiner schönheit ists,
die eben dem meer entstiegen,
ich sehe an deine weisse stirn
das feuchte haar sich schmiegen.

Die dunklen haare, die dir so oft
küssend ins antlitz wehen,
auch fürcht ich mich in die dunklen,
meertiefen augen zu sehen.

Dein glühender augenstern, der brennt,
wie die sonne, die mittagheisse,
wie mondlicht leuchtet geisterhaft
in deinem aug das weisse . . .

Doch horch! was klingt vom Schwanenstein
herauf so süss und leise?
sie singt in den himmlischen morgen hinein
eine rührende weise.

Das klingt wie ein klang aus der jugendzeit —
o könnte mir dein singen
ins herz zurück das paradies
verlorner unschuld bringen!

XXI

O küsse mich! so werden rein
wie ehmals meine lippen sein,
als hätte sie nie entweiht eine dirne —
o küsse mich auch auf die stirne!

Dann werden sich glätten die bösen falten,
auch werden entweichen die üppgen gestalten,
die sonst gehaust in meinem hirne —
o küsse mich auch auf die stirne!

Mit deinem leib den meinen umschliesse,
mit deinen locken mich rings umfliesse,
vergiss auch nicht die kleinste stelle,
umschmiege mich ganz wie eine welle!

Es wird ja heilig mein sündiger leib,
wo du berührt ihn, keusches weib —
und wenn er rein und ohne fehle,
dann hauch ihm ein auch deine seele!

XXII

Vergiss sie wie die andern alle,
vergiss sie, mein leichtsinnges herz!
hörst du nicht schon die trommel wirbeln,
hörst du nicht klirren schon das erz?

So zieh ich mit zum deutschen Rheine,
ich bete mit in Strassburgs dom,
ich helfe mit in trümmer schlagen
die stolze säule von Vendome.

Doch abends nach dem blutgen siege,
ich will es offen eingestehn,
dann werd ich auf den Bal Mabille,
zur Closerie des Lilas gehn.

Die deutsche Venus zu vergleichen
mit notre dame von Paris,
Lutetia, wo der engel hölle
und aller teufel paradies . . . . . .

15. Juli 1869.

* * *

Und so geschahs! ich zog zum Rheine,
ich kniete fromm in Erwins dom,
ich sah von der Vogesen gipfel
an beiden ufern deutsch den strom.

Des neuen reiches junges banner,
dem ich gejauchzt am nordschen meer,
im lorberschmuck von hundert siegen
rauscht' es voran dem deutschen heer.

Ich sah auch tausend, tausend kreuze
mit blasser schrift auf weissem holz —
die liebe blickt auf euch mit trauer,
auf euch das vaterland mit stolz.

Ich sah den deutschen kaiseradler
zu Metz in alter herrlichkeit —
doch, ach, es ging auch in erfüllung
was ich zum schluss mir prophezeit.

Si tu le vois, dis lui que je l'adore!
petit diable, sangst bezaubernd du,
demande lui, s'il m'aime encore?
je t'aime encore, Marie Filou.

Ich liebe dich, wildes weib, wie damals,
als ich an deiner seite lag;
lieb dich in züchtig grauer seide,
o mädchen, wie am ersten tag,

Als ich dir scheu die blauen adern
des zarten, weissen arms geküsst,
mein heisses antlitz ganz vergraben
in die manschetten von battist . . .

Ich seufze noch vor deinem bilde,
o notre dame de Nancy,
zünd an ein licht davor und bete,
o pauvre femme, Ave Marie. —

XXIII

Einst im alten Venusberge
gab es gold in vollen haufen,
und die guten zwerge füllten
meines vetters weite taschen.

Jene zwerge sind verstorben
wie mein selger vetter selber,
in des Hörselberges tiefen
tropft vom tauben stein das wasser.

Doch der bergpalast der göttin,
ja sogar drei residenzen,
ragen heut im heitern taglicht
an dem rebenstrand des Rhein.

Auch ist keine fabel mehr
jener hort der Nibelungen:
in den neuen Venusbergen
wird verschenkt das alte rheingold.

Greifbar ist die gute göttin,
greifbar ist das gute gold:
in der goldnen Aphrodite
tempelhallen tretet ein!

Horch! der heisre klang des goldes
klirrt und klappert uns entgegen,
süsser klingend jedem ohre
als das lied der nachtigallen.

Sieh! und zur musik des goldes
tanzen schöne tänzerinnen,
teufelinnen aus Paris,
und die kurzen seidenröcke

Zeigen uns die kleinsten füsse
in entzückend netten schuhen,
und die feingeschwungnen knöchel
und des schritts graziöse anmuth;

Und das knarrn der stiefelchen
auf dem schimmernden parkette
und der seide üppges rauschen
und der seidnen stimmen flüstern

Tönt noch süsser meinem ohre
als des goldes heiserer klang —
aber, ach, sie lachen alle:
erst thu geld in deinen beutel!

Magisch fällt der glanz der gelben
lampen auf die grünen tische,
gold und grünspan paart sich gerne,
gerne wollust, gift und gold.

Wie sichs drängt um diese tische!
alte männer, greise bärte,
kahle häupter, weisse locken,
gierge augen, gierge hände,

Durstge lippen, gleich als flösse
hier der brunnen der verjüngung —
alte vetteln mit dem krückstock
ächtes haar an kinn und schnurrbart,

Auf dem schädel falsche haare,
gierge augen, gierge hände,
durstge lippen, gleich als flösse
hier die quelle ewger schönheit.

Junge männer, junge weiber,
gierge augen, gierge hände,
furchen auf der bleichen stirne,
schier in greise schon verwandelt.

Täglich braust heran das dampfross,
täglich trägt es neue reiter,
und allnächtlich jagen neue
jäger in der wilden jagd. —

Vor des tisches mitte sitzt
auf erhöhtem ehrenplatze
ein beleibter mann, er schwitzt nicht,
während all die andern schwitzen

Trübe perlen kalten schweisses,
angstschweiss, eisgen schweiss des todes,
schweiss aufathmend selgen herzens,
rastlos denkenden gehirns;

Lächelnd sieht er rings die fahlen
überwachten angesichter,
erdigfahl, wie bleiches silber,
gelblichfahl wie gelbes gold.

Ja, der oberpriester lacht, wie
ernst sein volk ums goldne kalb tanzt,
lächelt er nicht jetzt auch mir zu
auf dem divan in der nische?

(Ein mephistofelisch lachen!
hätten wir nicht destilliret
in retorten des gedankens
längst den armen hund von teufel,

Würd ich glauben, dass der alte
gottseibeiuns † † †
wegen höllendeficits
chefkroupier in Homburg wurde.)

Und auf zero schien zu deuten
sein beringter zeigefinger,
was mich sehr natürlich dünkte
bei dem geiste der verneinung.

Warf ich einen haufen gold,
längst mit kalten fingern krampfhaft
festgehalten auf die null,
formt ihn hübsch zur pyramide:

Ha! wer weiss, ob nicht die null,
gleich der alten königstochter,
schwanger wird und niederkommt
mit dem goldnen ei des glücks?

Ist das nichts nicht weltenmutter?
schuf nicht gott die welt aus nichts?
aus dem nichts der mensch sich götter?
lieg mein gold denn auf der null!

Schnurrend rollt die rothe kugel,
ein erstarrter tropfen blutes,
schnurrend, schnurrend, langsam . . . langsam . . .
und sie schlüpft zuletzt auf 0.

Donnerwetter! fluch ich leise,
und der dicke teufel lächelt,
freut' er sich, dass ich mein glück
fluchend in die tasche stecke?

Ja, ich steckt es in die taschen,
geld genug für ein paar jahre,
kalten herzens, und die kalte
hand begrub ich ganz im gold.

Drängten sich heran die weiber,
teufelinnen aus Paris,
und das schönste weib der erde
zerrt verstohlen mich am mantel.

Hatte einst als stellvertretrin
und statthalterin auf erden
unsrer göttlichen frau Venus
königlich verwest das reich;

Gläubgen betern ihr zu füssen,
betend um des segens spendung,
gab sie gnädig stets den segen
und sie segnete umsonst:

Eine nacht für einen seufzer,
der aus tiefster brust geseufzet,
wochen wundersüsser wonne
für die verse eines dichters!

Welch ein tiefer sündenfall!
heute war sie nur noch lüstern
nach dem kalten schmiergen golde,
nicht nach meinem warmen körper.

Und sie reizte mich nicht mehr,
ob sie gleich den kaschmirshawl
abwarf von den nackten schultern,
trotz der schönheit dieser schultern.

Und der grünlich gelbe schein,
heilgenschein ums haupt des satans,
schien mir weit anbetungsvoller
als des nackens rosger marmor.

Und des goldes heisrer klang
tönte süsser meinem ohre
als das lied der nachtigallen,
als das flüstern der sirene.

Heb dich weg von mir! im golde,
hier in meinen sieben taschen
und im gold auf jenen tafeln,
das heut sämmtlich auch noch mein wird,

In dem golde bist du ja
längst enthalten, alle weiber
dieser welt, sie stecken drin
in den vollen rothen goldes.

Sprich mir nicht von festgelagen
nicht vom blute des burgunders,
nicht vom goldnen saft der rebe,
nicht von austern, fisch und braten!

Siehst du's nicht? der grüne tisch
bricht ja unter seiner last
ausgesuchter leckerbissen
und der köstlichsten der weine.

Wie die welt im hirn des denkers
liegt der ganze ball der erde
in dem winzgen haufen gold,
den ich lad auf meinen wagen.

Beifall lachte mir der teufel,
sein beringter zeigefinger
deutet wieder hin auf zero —
alles oder nichts! va banque!

XXIV

Und soll ich dein Tanhäuser sein,
so ziehe mit mir von dannen
zum freien wald, wo der vogel singt
und die quelle rauscht durch die tannen! —

Frühmorgen wars. noch schlief die stadt,
noch lagen so stumm die gassen,
da gingen wir hand in hand aus dem thor,
die lärmende welt zu verlassen.

Wir gingen beim ersten sonnenstrahl
durch die schimmernden, thauigen felder,
wir sahn in der ferne von nebel umbraut
schon hügel und dunkelnde wälder.

Wir kamen zum sonnigen, silbernen fluss,
wir riefen dem ruderknechte:
ein bärtiger, wettergebräunter mann
von altem wendengeschlechte.

Er freute sich über das glückliche paar
und half meiner kleinen göttin,
die etwas ängstlich war, in den kahn
über das schaukelnde brett hin.

Nun blies der wind das segel auf,
es steuert der alte Wende
uns mitten in den Havelfluss —
wir hielten verschlungen die hände.

Wir sassen enge knie an knie,
und bog sich zu heftig nieder
der schwanke mast, so umklammert ich fest
deine zitternden glieder.

Am ende beruhigte sich der wind,
hat sanft dir die wangen gefächelt,
da sassen wir ruhig aug in aug
und haben uns angelächelt.

Schneeweisse schwäne folgten nach
den furchen von unserm kiele,
zu unsern häupten flogen hin
der silberreiher viele.

Am ufer neigte sich das schilf
und flüsterte uns willkommen,
die fische hüpften neugierig empor
und sind uns nachgeschwommen.

Wir fuhren durch nixenblumen hin,
schneeweisse, mondgeküsste,
das sind der weissen seejungfraun
lilienweisse brüste.

Die schwanenweissen busen dir
liebend entgenwallten,
sie haben wohl dein blondes haar
für mondenschein gehalten.

Libellen schwirrten um dein haupt,
die gaukelnden wassergeister,
du aber sangest das alte lied
von unserm grossen meister.

Du selber wurdest dieses stroms
zaubergewaltige feie,
Tanhäuser horcht dem sirenenton
der Venus-Loreleie.

Und siehe! der alte schiffer sah
verzaubert zu dir in die höhe,
er wusste nicht, was es bedeuten sollt,
es ward auch ihm so wehe.

Er dachte wohl an die alte zeit,
als er in jungen jahren
mit seiner allerschönsten braut
zum kirchweihfest gefahren.

Er dachte wohl: dies glückliche paar
wird einst unglücklich werden,
sie geht von ihm, er geht von ihr —
es ist nicht anders auf erden . . .

Nun rudert er zum lande uns,
nun schöpfen wir wieder odem,
nun freun wir lachend und küssend uns,
dass wir auf festem boden.

Der gute fährmann freut sich auch,
er giebt uns die schwieligen hände,
(verliebte zahlen dreifach stets)
er dankte ohne ende.

Dann fuhr er zurück und wir sahn ihm nach
von den ragenden flugsanddünen,
am Schildhorn steuert' er jetzt vorbei
und dachte an Jazzo, den kühnen.

Mein kind, das war in alter zeit,
da schwamm ein fürst der Wenden
von feinden verfolgt dort ans rettende land
zu rosse, das schwert in den händen.

Ins haidekraut legt' er schwert und schild,
von feindesblut geröthet,
er schwur die treue dem christengott,
zu dem er im strome gebetet.

Ich schwamm wie Jazzo, der wendenfürst,
in der liebe wogenbrande,
eine welle warf mich der andern zu,
nie aber kam ich zum lande.

Ich war schon matt, die wogenbrunst
sie hatte mich fast getödtet,
da hab ich dich am ufer erblickt,
da hab ich zu dir gebetet.

Du hast mich aus der tödtlichen flut
zum sichern porte gerettet;
wie Jazzo an das heilge kreuz,
bleib ich an dich gekettet;

Du wuschest meine seele rein
von schmutzgem schlamm und schaume,
an deinem herzen wacht ich auf
aus einem wüsten traume.

Dir dank ich mein leben, drum leb ich es nun
allein nach deinem befehle,
in deine liebevolle hand
befehl ich meine seele.

Noch einmal winkte der schiffer uns
und wünschte uns heil und segen,
wir aber gingen hand in hand
dem duftigen walde entgegen. —

Von jugend auf geliebter wald,
an deinen busen stürz ich,
o thymianduft! o harzgeruch!
o balsam süss und würzig!

Ihr tannen und ihr föhren seid
mir an das herz gewachsen,
ihr seid die brüder meines walds
daheim in Niedersachsen.

Die selbe liebe sonne scheint
durch eure düstern zweige,
und setzt euch goldne kronen auf
wohl bei des tages neige.

Das ist der alte häherruf,
der alte schlag der finken,
ich seh wie zu haus den dunkeln see
aus dunkeln erlen winken.

Dort wuchern epheu und farrenkraut
an reckenhaft knorrigen eichen,
und unter dem nordischen lorber ruhn
uralte hünenleichen.

O komm, hier lass auch uns lebende ruhn,
hier ist so weich das moos, kind.
doch liege mein haupt auf deinem schooss,
ich bin dein liebes schoosskind.

Ich sehne mich nach der heimat nicht,
dein herz ist meine heimat; —
wer kein herz besitzt und wär er daheim,
er hat doch keine heimat.

Ich sehe nicht zum himmel empor:
mein himmel sind deine blicke,
ich seh in die blaue unendlichkeit,
da liegt eine welt von glücke.

Ich brauche vater und mutter nicht,
ich brauche nicht gott, noch heiland,
lass mich nur ruhn an deiner brust
auf diesem seligen eiland.

Mein lieb, dies ist das paradies,
hat nie ein andres gegeben,
wir sind der schöpfung erstes paar
und sollen hier ewig leben.

Hier giebts keine schlangen, blindschleichen nur,
die krümmen uns kein härchen,
dass draussen noch wär eine böse welt,
mein lieb, das ist ein märchen . . .

Sie bog sich hinunter, sie küsste mich leis,
ich hielt ihr haupt in den händen,
zwei tauben flatterten girrend vorbei —
unser küssen, das wollte nicht enden . . .

Aus morgen und abend ward ein tag,
die sonne begann zu sinken,
die bäume schienen schwermuthsvoll
die letzten strahlen zu trinken.

Die vögel sangen das letzte lied
vor ihrem schlafengehen,
dort trat aus dem haselbuschdickicht hervor
ein rudel von schüchternen rehen.

Nun ging am feuchten himmel auf
des mondes riesige scheibe,
das käuzchen schrie, die fledermaus schwirrt
und der glühwurm leuchtet dem weibe.

Ein häschen lief uns über den weg,
wie das flüchtige glück so eilig,
doch bedeutet er glück, wie die sage geht,
er ist der Venus heilig.

Spät wars, da sahn wir die strassen der stadt,
vom lichtmeer übergossen,
und als wir kamen vor deine thür,
da war die thüre verschlossen.

Kein schlüssel fand sich, kein klingeln half,
du warest sehr verlegen —
so komm zu mir, so bleibst du bei mir!
stammelte ich verwegen.

Ich bin so folgsam wie ein kind,
du hast die kammer alleine,
ich bleib in der stube allein die nacht,
wenn ich auch wache und weine.

Sie sprach kein wort, sie nahm meinen arm,
sie schritt hinauf meine stiegen . . .
die sterne nur sahn uns ins fenster hinein,
die sterne sind verschwiegen.

XXV

Der regen trieft mir die backen herab,
als wären es kalte thränen,
meine glieder zittern wie espenlaub,
ich klappre mit den zähnen.

Die wolken jagen geisterhaft
wie rasend über die sterne,
wie eine arme seele flackert voll angst
das gaslicht in der laterne.

Vom eisernen pfeiler schau ich empor
wie ein sechzehnjährig verliebter,
ich lach und spotte meiner selbst
und war doch nie betrübter.

Vor deiner schwelle steh ich narr
und spähe nach deinem fenster —
was huscht vor der gardine vorbei?
bist du's? oder sind es gespenster?

Bei dir da oben ists warm und hell,
und knirschend denk im gemüth ich:
es war ein süsser abend doch!
an deinem lager kniet ich.

Am rand des bettes sassest du,
ich war dein kammermädchen . . .
ich streifte die weissen strümpfchen dir
von deinen weissen wädchen.

Ich streifte hinab sie und wieder hinauf
mit wonnezitternden händen —
wie im Homer Penelope
konnt ich mein werk nicht enden.

Du lachtest so lange, du lachtest so süss,
bis du die geduld verloren,
zogst selber dir die strümpfe aus
und schlugst sie mir um die ohren.

Da küsst ich den nackten kleinen fuss,
bis du ihn verbargst in den kissen,
bis du mich endlich selbst entbrannt
an deine seite gerissen . . .

Das feuer loderte im kamin
und knisterte hin und wieder,
der flamme rother widerschein
umfloss deine weissen glieder.

Doch röther als des feuers schein
und heisser als flammenergüsse
war dein verliebter rother mund
und seine heissen küsse . . .

Nun schliesst du mir die thüre zu
launig und eigensinnig:
„ich will nun mal alleine sein
und wie ich bin, so bin ich.

Wenn du mich anders willst, als ich bin,
so suche dir doch auf erden
solch eine andre, ich wehr es dir nicht" —
es war zum rasendwerden.

Nun trieft mir der regen die backen herab,
als wären es kalte thränen,
meine glieder zittern wie espenlaub,
ich klappre mit den zähnen.

Es jagen die wolken, das wüthende heer,
über die bleichen sterne,
im sturme flackert hin und her
das gaslicht in der laterne.

Bald scheint es zu sterben im tödtlichen wind,
bald loderts mit lustigem triebe —
dem armen licht im käfig gleicht
mein herz und seine liebe.

XXVI

Lang noch währte die erzählung
meiner wonnen überschwenglich,
meiner wehen gleicherweise,
aber nein! es sei genug.

Vierzig tage, vierzig nächte
trank ich aus dem zauberbecher
süssigkeiten, bitternisse,
wie ich nie genoss zuvor.

Keine silbe sag ich weiter,
denn mir schnürt sich zu die kehle,
hab ich sie doch gestern abend
angeschaut zum letzten mal.

Gestern war ihr zwanzigjähriges
wiegenfest, ich brachte schweigend
einen strauss von rosenknospen,
vierzig halberschlossne knospen,

Jede holde rosenknospe
die erinnrung eines schönen
rosigen tages, rosiger nächte,
die mir ihre liebe gab.

Dir die rosen! mir die dornen!
sei so glücklich, süsse Martha,
sei so glücklich nun mit andern,
wie du damals mich gemacht!

Schweigend nahm sie hin die rosen,
ich umarmte mit den augen
einmal noch die reizend schlanke,
zärtlich schmiegsame gestalt.

Keinen kuss und keine thräne!
und ich ging, wie ich gekommen,
dachte unsres ersten tages,
unsrer ersten süssen nacht. —

XXVII

Die glocken dröhnen so dumpf vom dome,
es leuchten die lichter durch weihraucharome
tieftraurig, es summen die trauergebete —
dicht nebenan klingt geig und trompete.

Sie spielen auf zu üppigen tänzen,
lustbunte lampen locken und glänzen —
neben das heilige haus des herrn
baut häuser die teufelin Venus sich gern.

Unsterbliche lust ihr im auge glänzt,
ihr mund den becher des lebens kredenzt —
im gotteshaus hängt gottes sohn,
der tod mit blutiger dornenkron.

Der gekreuzigte gott will uns verkünden:
verneinet diese welt der sünden,
verneint euch selbst — und alles leid
wird ruh in gott und seligkeit.

Ihr fragt verzweifelnd: was ist gott?
was nicht die welt ist, das ist gott!
das selge nichts, die todesruh, —
o schliesst das auge der dinge zu!

Wir aber haben wachs in den ohren,
wir sind des teufels schwachköpfige thoren,
er will und immer sagen wir: ja!
und die leidende welt steht immer noch da.

Wir träumen immer den selben traum,
noch immer bannt uns zeit und raum,
und ewig hängt am kreuz vergebens
der todte gott des ewgen lebens.

XXVIII

Der junge lenz ist abgeblüht,
verblüht sind veilchen und syringen,
auch sind die schmetterlinge todt,
die einst an ihren kelchen hingen.

Des kirschbaums weisser blütenschnee
ist längst verwelkt und abgefallen,
es füttern ihre jungen schon
die stummgewordnen nachtigallen.

Und dort die berge, düstergrün,
sie sehn zu ihren füssen schwellen
das volle korn in ährenpracht
wie eines meers smaragdne wellen.

Im park blüht golden, weiss und roth
der rosen heilige familie,
berauschend duftet der jasmin,
in knospen aber steht die lilie. —

Dein herz ist auch dahingeblüht,
es blühte, ach, für einen andern,
verstohlen nur muss ich mit dir
durch diesen süssen sommer wandern.

Doch eine rose blühst du noch,
o frau mit reizend schlankem leibe,
wie einer lilie nah ich dir,
wie einem unberührten weibe.

Du hast des holden kindes herz,
das dir, nicht deinem gatten ähnlich,
und doch, schaut mich dein auge an,
dann schlägt mein herz so wild und sehnlich;

Und wie jasmin berauschen mich
die duftarome deiner locken,
und deines mundes heisser hauch
macht meiner seele athem stocken.

Den kuss von gestern fühl ich noch
auf meinen durstgen lippen brennen,
beim himmel! diesen augenblick
darf auch kein engel sünde nennen.

Was ich im ersten kuss verbrach,
wir sühnen es durch einen zweiten:
wie bald ist lenz und leben hin
und alle ihre seligkeiten!

Doch ob mein herz vor wonne hüpft,
still wird die brust ihr glück bewahren,
stumm ist mein mund, kein menschenohr
soll unsre heimlichkeit erfahren.

Du bleicher, üppiger jasmin,
unschuldge lilie, lippenrosen,
drum wiegt mich ein in duft und rausch,
eh die novemberstürme toben. —

Man sagt: wer eine nacht geruht,
umarmt von blühendem jasmine,
dem hab im traum die stirn geküsst
die todesgöttin Proserpine.

Ach, stürbe solchen tod dein freund,
hätt er gelebt sein schönstes leben —
mein blasser, dufiger jasmin,
du kannst mir tod und leben geben!

XXIX

Wie anders geh ich heut mit ihr
durch diesen wald und die aue,
zum wittwer wurde ihr gemahl,
und sie ward meine frauc.

Wir sassen unter des lindenbaums
honigduftenden blüten,
wir sahn zu den ernsten bergen empor,
die im abendroth schweigend erglühten.

Wie starr und todt und mitleidswerth
sind diese thäler und hügel,
sie leben nur einen augenblick
in ihres auges spiegel.

Sie bekommen seele und sprache nur,
wenn sie spricht mit blühenden lippen:
„die küsse der sonne empfinden sie nicht,
die traurig schönen klippen“. —

Von ihrem honigsüssen munde
sog ich küsse um küsse,
von meinem munde sog ihr mund
küsse, brennende küsse.

Mit kräftigem arme schlang ich um mich
ihre glieder hingebend und schmiegsam —
ach, du zerbrichst mich — lachte sie
und war doch wie die weide so biegsam.

Verdammt, dass jetzt, wie Wagner im Faust
die erhabnen gesichte störte,
an der ecke des waldes ein hündchen erschien,
das einer alten jungfer gehörte.

Nun schritten wir sehr vernünftig einher,
auge nur in auge,
doch die letzte nacht und die künftige nacht
sahen wir auge in auge. —

Der gatte aber lud mich dann
höflich zum abendessen,
wir haben zu altem Rómané
ein junges Reh gegessen.

Von seinem jagdglück erzählt' er viel,
von manchem trefflichen schusse —
unsre hände trafen sich unter dem tisch
und die füsse in zärtlichem kusse ...

Man hätte einst in diesem revier
sogar noch bären getrieben —
da hast du die stunde unsres glücks
in meine hand geschrieben .....

So findet er liebenswürdig mich
und hat mich täglich gerner, —
ich finde, der edelhirsch des gebirgs
hat liebenswürdige hörner.

XXX

Ich stehe allein
auf dem grat des gebirges,
wo zwischen den blöcken
des grauen granits
nicht fichten und tannen,
zwergföhren nur,
ungestört vom sturme,
dicht starren empor,
gleich gigantischem moose
der urweltszeit;
wo aus heidelbeeren
und duftigem haidkraut
blauschwärzlich blickt
mit giftigen häuptern
der geister tarnkappe,
der eisenhut;
wo der teufelsbart bebt
im windhauch gottes,
und ihr keusches aug
die genziane aufschlägt,
die blaue blume.

Und ich schaue vom rande
des schwindelnden abgrunds
in die trümmer des chaos:
ein vorweltstag
sah die glühende rinde
der jungen erde
im titanenkampf
mit eiskalten fluten
spröde zerbersten,

zu felsen erstarren;
zerrissene nebel
flattern gespenstig
zu mir auf aus der tiefe,
wo einst sich getummelt
die rieseneidechsen,
von felsen zu felsen
nach futter fliegend,
jetzt aber belauschen
die winzigen geier
winzge lacerten
und höhlengewürme.

Zu den füssen des abgrunds
seh ich dunkle teiche,
zusammengeronnen
aus dem ewgen schnee
der geheimsten klüfte,
wie ein todtes meer
ohne fische und vögel.
hochragende tannen
umrahmen die seen,
aus denen sich brausend,
wie des bergs goldader,
der glänzende strom
in die ebene hinabgiesst,
durch wogende felder,
durch wiesen und dörfer
bis zur fernen stadt
mit fünf stattlichen türmen.

Ueber die höhe des gebirgs
flogen wolkenschatten
bis zu den teichen
im tannengrunde,
aber die ebene
lachte im sonnenlicht,

die sonne vergoldete
des rathausturms adler
und verklärte der kirchen
goldene kreuze.

Und meine seele warf ab
der gegenwart alpdruck
und schwang sich fort
aus dem leblosen steinmeer,
aus schnee und eis
zur lebendigen stadt,
und des herzens magie
zauberte mächtig
des städtchens köstlichstes
kleinod hervor mir,
ein menschenbildnis,
deutlich und lieblich
im segnenden sonnenlicht,
und ich sah alle tage,
die hold vergangnen,
und alle tage,
die hold zukünftigen.

Am fenster des hauses,
des alterthümlichen
am ringe des markts,
gegenüber dem rathhaus,
sah ich sie sitzen
die schöne frau,
blass wie der jasminstrauch,
einsam, einsam,
und trat ins zimmer
zuweilen ihr gatte —
einsam, doppelt einsam;
sie sass in der süssen
ecke des sofas,
wo sie so oft
zusammen gesessen,

mit mir, der nun fern ist —
im lieben gespräch,
in liebesumarmung,
hand in händchen
und füsschen an fuss,
während die kleine
wie erstaunt uns zusah,
so seltsam fragend
mit den grossen blauen,
zweijährigen augen,
dass wir beinahe
schauernd erschraken,
bis das ahnunglos
muthwillige mündchen
meinen namen jauchzte
und zärtlich mich küsste,
mit unschuld beschwichtgend
die schuldigen gedanken.
und so vergingen
im trauten getändel
die himmlischen stunden,
bis traurig zuletzt
auf der steinernen stiege
die tritte ertönten,
die rauhen schritte
des störenfriedes,
des grimmen gemahls.

Heut aber sehnend
sah sie auf zu den wolken,
die über die spitze
des rathhausturmes
zum gebirge jagten,
zu mir hinüber;
und die sonne erhellte
ihr dunkles herz nicht,
ihr herz, so tief,
wie der abgrund vor mir,

und ihre augen so schön
und so feucht und so traurig
wie die seen dort unten
voll thränen der öde.

Und sie schrieb für mich
mit der zarten hand
in zarten lettern
das leid ihres herzens
und beseufzte die kalten
bedrückenden ketten,
die sie angeschmiedet
dem kalten gemahl,
der kein herz in der brust
und noch nie sie geherzet
und niemals geahnt,
dass ihr selber ein herz
nimmer befriedigt
im busen klopfe;
und sie seufzte auf
nach den seligen nächten,
wo des geliebten
zauber verwandelt
die eisernen bande
in rosenfesseln,
wo sie vergass,
bewusstlosen vergessens,
sterbend vor wonne
die wunden des lebens,
und versenkt in die süsse
solchen gedenkens
kam plötzlich die reue
über die sünde,
und es blutet ihr herz,
um niederzukämpfen
die rasende sehnsucht
nach neuen sünden.

Und ich stieg vom gebirge
und las ihr geplauder,
süsses geschwätz,
gläubig und kindlich,
geschrieben mit bleistift
und bebender hand
bei des nachtlämpchens
zitterndem lichte,
während sie ruhte
halb aufgerichtet
im kalten ehbett,
neben ihr nur
die zwei holdseligen
kindeshäupter.

Wann aber wirst du
mir endlich schreiben
den tag und die stunde,
wann des alten Amor
zärtliche lampe
lieblich leuchtend
von jenem fenster
endlich wieder
winket und kündet
in glücklicher liebe
geheimen sprache:
komm!
alles schläft,
es ist ruhig und sicher,
er ist fort
und bleibt bis zum abend —
komm, komm!

XXXI

Es ist das alte minnelied,
das meister Gottfried gesungen,
das lied begibt sich täglich neu,
wir singens in allen zungen.

Es ist der minne zaubertrank,
der alte, wunderholde,
von welchem einst herr Tristan trank
und frau Isolde.

Es ist der arme, betrogne gemahl,
herr könig Marke, der greise,
die liebenden sündigen wie zuvor,
der könig ward nicht weise.

Es ist der alte liebesfluch:
Tristan bricht ihr die treue,
die treue, die sie dem gatten brach —
es giebt kein glück ohne reue.

XXXII

Am ende eines buchs stehn die errata,
der sünden beichte, die beging der setzer;
am lebensende beichtet die peccata
dem pater wer nicht sterben will als ketzer;
auch dieses büchlein hat schon seine fata
als embryo, eins ist mir sehr fatal,
du weisst's, mein lieber freund, Antoine de La Sale.

Die worte, die in pyramiden schliefen,
du weckst sie auf aus tausendjährgem schlummer,
in des granitnen sarkophages tiefen
der mumien mund, er ist für dich kein stummer,
des Todtenbuchs verborgne hieroglyphen,
du riefest sie zum leben noch einmal,
mein hochgelehrter freund, Antoine de La Sale.

Doch kehrst du gerne von des Nils welle
zum lustgen strand der alten guten Seine,
und Villon ist dir tag und nacht geselle,
geselle deines lachens, deiner thräne,
Les XV joies, Les C nouvelles nouvelles, —
dir preis und dank, der sie uns neu empfahl,
o freund des Rabelais, Antoine de La Sale.

Ja, der natur den spiegel vorzuhalten,
wie Shakespeare that und Hafis und Cervantes,
der zeit, des lebens körper zu gestalten,
die hölle selber, wie der griffel Dante's, —
das ist die lehre jener hohen alten,
und weil auch dies buch solchem ideal
nachstrebt, bist du sein freund, Antoine de La Sale.

Du hast mir nur getadelt ein citatum,
allzugeneigt dem büchelchen, das weiss ich,
es sei „Catullus, XVIII" ein erratum,
vielmehr er schreib im carmen XXXII
an seine Ipsithilla, ohne datum,
sehr indecent, nach einem frühstücksmahl —
die schuld bekenn ich gern, mein kritscher freund La Sale.

Ach, könnten wir verbessern unser leben,
wie wir des setzers fehler korrigiren,
mit einem federstrich das falsche streben
von jahren auf die richtge strasse führen,
ein reines blatt dem reinen texte geben!
doch weiter irren wir im irdschen thal,
socius malorum mein, Antoine de La Sale!

XXXIII

Zu meines selgen vetters zeiten
sah man noch elfen den wald durchreiten,
man sah sie noch in mondennächten
den wundersamen reigen flechten.

Der Tanhäuser hat manche nacht
zum tanze der elfen musik gemacht,
denn diese sind hold dem sänger und dichter,
sie scheuen nur andere menschengesichter.

Und wenn er strich den fidelbogen,
dann kamen sie alle herangezogen,
aus quell und hain, von wiesenrändern,
in weissen, durchsichtigen gewändern.

Doch noch viel weisser waren die leiber,
fast wie verstorbner schöner weiber,
nur dass ihre brüste sich hoben vor wonne,
wenn sie küsste der blasse bruder der sonne;

Nur dass sich üppig wiegten die hüften,
umbuhlt von nachtviolendüften —
die augen waren wie sterne so klar,
wie nächtige schatten schwarz das haar.

Und nach Tanhäusers lieblicher weise
tanzten sie lieblich, doch lautlos im kreise,
sie haben ihm im vorüberschweben
die zartesten zärtlichen küsse gegeben.

Tanhäuser küsste mit brennender glut,
in den lippen der elfen floss kein blut,
doch an irdischen lippen, in irdischen armen
da wusste ihr mund und ihr leib zu erwarmen.

Tanhäuser mochte gerne helfen
den schönen gespenstern, den frierenden elfen,
auch war er gewöhnt seit langer zeit
an ihre geheime seltsamkeit.

Wenn ihres füsschens kleinster zeh
die erde berührte, so flammte jäh
ein irrlicht hervor und züngelte lüstern
nach dem elfenbein mit verliebtem knistern.

Den elfen können nichts thun die flammen,
sie leben sogar sehr vertraut zusammen
im innern der erde, wohin sie fliehen,
wenn die ersten strahlen der sonne erglühen.

Doch der ritter verbrannte sich die finger,
wenn ihn fassten die eifersüchtigen dinger,
drum musst er sich sehr vorsichtig benehmen,
dass die elfchen zu nahe dem boden nicht kämen.

Er hielt sie empor mit kräftigen armen
und bat sie herzinnig, sich sein zu erbarmen,
sie könnten ihn ja ganz eben so schön
liebhaben, auch ohn auf der erde zu stehn.

Doch wenn sie ihn küssten gar zu unbändig
und ihn umschlangen zu unverständig,
wie ein wasserfall, wie ein wirbelwind:
dann warf er sich auf den boden geschwind.

Er legte behutsam sich auf den rücken
und wusste sie sorgsam an sich zu drücken
und liess sich geduldig sein blut aussaugen
und hatte nur immer offene augen,

Dass unter dem küssen und zärtlichem kampfe
kein elfenfüsschen die erde stampfe,
dass wonnesatt das leibchen nicht gleite
nach der rechten oder linken seite —

Und unter solcher liebespein
schlief er ermüdet endlich ein,
bis ihn die morgensonne weckte
und er die erstarrten glieder streckte;

An einem baume die fidel hing,
er lag in einem grossen ring
von über nacht geborenen pilzen,
gleich kleinen männlein mit grauen filzen,

Tief über das gesicht gezogen —
er köpfte sie mit dem fidelbogen,
da flog umher ein gräulicher staub
und brandig rochs wie versengtes laub.

Tanhäuser schüttelte sich vor grauen —
und war doch auch später noch immer zu schauen
als fidler, wenn im mondenglanz
die elfen tanzten ihren tanz. — —

Das ist nun her viel hundert jahr,
heut soll nicht mehr tanzen die elfenschaar
im wald, kein kobold lebt, kein riese,
kein irrlicht flackert auf der wiese.

Es heisst, die alten märchen und sagen
die hätten sich niemals zugetragen,
und nur ein romantisches sonntagskind
säh dinge, die nicht wirklich sind . . .

Wenn mich durch deutscher wälder tiefe
donnernd schleppt die lokomotive,
durch thäler und wiesen bei mondenschein,
dann tanzt auch um mich noch der elfenreihn.

Die todten stehen auf vom tod,
sie steigen aus dem schwarzen schlot
der sausenden, brausenden lokomotive,
als ob sie die alte fidel riefe.

Sie tanzen nach ihrer unhörbaren weise
lautlos die alten zauberkreise,
es leuchten aus dünnem nebelflor
die unsterblichen weissen leiber hervor.

Begehrlich wölbt sich die weisse brust,
sie werfen das haupt in den nacken vor lust,
die üppigen locken in schwarzen wellen
hinab auf die blendenden füsse quellen.

Der teufel ist ballettenmeister,
sie tanzen den kankan der sündigen geister,
die schwellenden hüften, das zweite gesicht
seine dämonische sprache spricht.

Sie winken so wonnig mit händen und füssen,
sie winken mit funkelnden augengrüssen,
nun weiter und weiter, nun ganz in der ferne,
ihre augen gleichen dem Venussterne.

Nun schweben sie über die eichenbäume
so zart und duftig wie mädchenträume,
dort winkt die letzte durchscheinende hand,
bis dass auch sie in luft verschwand.

Doch wo ihr füsschen berührt im tanz
die erde, da sieht man den traurigen kranz
von bösen pilzen am anderen tage —
ihr kennt sie alle, es ist keine sage.

Nach jeder vertanzten verliebten nacht,
mit reizenden elfen zugebracht,
erblickst du am morgen die pilze wieder
anstatt der schönen duftigen glieder.

Ein unverwüstliches geschlecht,
stets sind sie da, stets haben sie recht,
magst du auch zehnmal herunterschlagen
die hütchen und köpfchen, die sie tragen.

Es wuchert nach jeder verdammten that
in unserer brust die verdammte saat,
bei jeder abfahrt stinkt der teufel
verteufelt, das ist ohne zweifel.

Doch auch vom reinsten erdenglück
bleibt solch ein feenring zurück,
nur wust und moder, asche und staub,
es welkt sogar des lorbers laub.

Vergiftete pilze — wahnsinnge gedanken
umringen stets den lebenskranken,
und dennoch durch des todes lehren
lässet das leben sich niemals bekehren.

XXXIV

Auf hohem kreuz am berge Golgatha,
das heisset schädelstätt,
ein mörder rechts, zur linken hand ein schächer,
symbol von dieses lebens nichtgem nichts,
symbol vom selgen paradies des andern,
hängt ragend ob der sündflut der geschichte
noch immer unser heiland Jesus Christus.

Noch immer ist genagelt an das kreuz,
das Erde heisst,
aus sieben wunden, sieben sünden blutend
der menschheit leib, ein leib und viele glieder:
millionen hände falten täglich sich,
millionen arme flehen stumm zum himmel,
im todeskampfe brechen tausend augen,
es sprechen tausend todesblasse lippen:
mein gott, mein gott! was hast du mich verlassen?

Und um den ewgen tod zu unterhalten
durchzittern ewge wehen der geburt
den armen, blutbefleckten leib der menschheit.

Ach, aber wann wird diese irdsche hölle
zum himmel, wo geburt und tod nicht ist?
wann wird die alte reuige sünderin
bei ihm im paradiese sein?

XXXV

Bei Auerbach hab ich allein gesessen,
um sieben jahr beim weine zu vergessen;
hochheimer trank ich, den ich damals trank,
das selbe glas, die selbe eichenbank,
und hier, wo einst die lebensfahrt begann,
seufz ich nun tief: fing sie noch einmal an!
der wein blieb jung, doch altes jugendglück
und unschuld zaubert er mir nicht zurück . . .
wo sind die freunde, die mit mir die nacht
beim becher und beim liederklang verbracht?
todt oder fern, das auch ist tod zu nennen,
sähn wir uns wieder, würden wir uns kennen?
wir würden, ach, nicht mehr die selben sein:
die lust von damals wär uns heute pein . . .
wo sind die weiber, die ich einst besessen?
vergessen, mancher name selbst vergessen —
die reizendste am end ich von mir stiess,
die reinste lieb am end ich doch verliess,
was sanft und wild, wollüstig, schön und heilig —
ach, alles ward zuletzt mir doch langweilig,
denn kein geschaffnes so gelustlich ist,
es wird der mensch sein satt nach einer frist,
siehst du was lang an, so verdreusst es dich:
die kreaturen sind verdrossenlich —
spricht Eckehard — weh, dass ichs wahr erfand!
herr wirth, herr wirth! noch eine domdechant!
und gebt mir auch vom Faust das alte buch,
das einst zwei schlösser und die kette trug.
um zu vertreiben das gedankenwesen,
will ich in euch, vergilbte blätter, lesen . . .
ich las und las, bis meine wimper müde
zufiel, doch kam im schlummer nicht der friede,

es drängten neue geister sich ins haus:
der doktor Faust schritt aus dem buch heraus,
er kam mit seiner Helena am arm
und hinter ihm der schüler wilder schwarm,
zuletzt citirt er sich den Ahasverum,
zu disputiren de natura rerum . . .
von alledem so seltsam, schaudervoll
geb ich euch hier das ächte protokoll,
denn die moral von dieser chronika:
De me (et te) narratur fabula.

* * *

„Hoch unser meister! hoch der doktor Faust!
der mit uns forscht und der auch mit uns schmaust,
das geisterreich erschliesst er unserm wissen
und lässt uns doch die erde nicht vermissen:
wir sind zum denken und zum küssen da —
es lebe Faust und seine Helena!“
die gläser klirrten jauchzend in der runde,
vom rathhausturm erscholl die zwölfte stunde,
zwölf dumpfe schläge, langsam, nach und nach —
man überhört sie leicht bei Auerbach.
da sassen sie, allein und auch zu paaren
mit tollen mädchen, Wittenbergs scholaren;
der hagre dort schaut sinnend in den wein,
als läg im grunde Salomonis stein;
und schäkernd giesst ein blonder sohn der musen
das rothe nass in seiner dirne busen,
das sah wohl aus wie blut auf weissem schnee:
„du bist Sneewittchen! hüt dich vor der fee!“
zwei andre legten aus mit den rappieren:
ein hitzger gang — ein heissres pokuliren!
der wirth stach an sein drittes grosses fass,
zum siebten mal in immer tieferm bass
sang Faust's rothbäckig dicker famulus
das lied: transibat quondam clericus!

er aber sass auf seinem ehrenstuhle
und ihm zu füssen seine schöne buhle,
sein schwarzer bart, sein faltiger talar
macht älter ihn und bleicher als er war;
er trank burgunder purpurn glas auf glas,
doch lipp und wange blieben fahl und blass,
und ob er gleich sich freut der lustgen zecher,
nicht allzulustig macht ihn selbst der becher.
und küsst er auch sein üppges weib wie toll,
die hohe stirn schien doch gedankenvoll,
sein auge nur erglänzt in dunkler glut
und in die äderchen trat oft das blut,
und manchmal wars, als sprüht' es düstres feuer,
entsetzend sich vor einem ungeheuer.
so sass er stundenlang in sich versunken,
die schüler taumeln wein- und schlummertrunken
und jeder schläft im schoosse seiner dirne.
auch Helena lehnt ihre müde stirne
an Fausti knie und athmet lang und schwer:

Schlaf nur und träume, tochter des Homer,
den alten namen gab man dir mit recht:
du bist von uralt göttlichem geschlecht,
dich rief vom goldenen Peneusstrande
in diese neblig düstern deutschen lande
der Mephostopheles, der nun schon lang
mein diener wurde durch den Höllenzwang,
ja! du bist ein magiebelebter schatten,
den jener dämon mir verlieh zum gatten,
auch spür ich oft aus deinem haar ein düften
wie moderdust aus alten königsgrüften,
und darum kennt kein weib wie Helena
der wollust tiefgeheimste mystika.
ich konnte müd von meinen weltenzügen
mich selbst vergessend ihr am busen liegen . . .
wie eilt die zeit! ein wandernder student
zog damals ich zum fernen orient;

von wannen meine väter einst gekommen,
den alten Kaukasus hab ich erklommen,
ich sah hinab ins weite Asia
bis zu den gipfeln des Himalaya.
am Euphrat sucht ich das verlorne Eden
und las am Indus in dem buch der Veden,
ich setzte mich im wüsten Babylon
auf Alexanders sandverwehten thron.
ich sah von des Olympos gipfelschnee
auf Marathon und auf Thermopylä,
und von Aegyptens stolzen todtenstädten
bin ich an Christi schlichtes grab getreten.
lebendig schaut ich dann im dom St. Peter
in seid und purpur gottes stellvertreter,
ich sah die wogen durch Herakles säulen
zu des Columbus fabelländern eilen.
ich trank den wein des Tajo und des Rheins
und trieb die kunst des Guttenberg zu Mainz,
und endlich kehrt ich von der wanderschaft,
das haupt gefüllt mit tiefer wissenskraft,
ein riese zog ich heim nach Wittenberg
und dieser Luther dünkte mich ein zwerg.
sein hirn ist eng, 's geht nur hinein die bibel,
dazu die grosse und die kleine fibel,
doch zählt er zu verbotnen apokryphen
der schöpfung mitternachtumhüllte tiefen.
natur! die denker sind dein heiges licht,
wir sind dein gott, wo anders wohnt er nicht;
und bin ich auch vom kern des seins noch weit,
schon seine ahnung ist mir seligkeit;
einst lenkest du allein doch, o mein geist,
den winzgen ball, der durch den äther kreist,
einst werden erd und himmel unterthänig
mir, des gedankens ewiglichem könig . . .
ha! mir gelingts, es dringt mein tiefes streben
zu deinem urquell, wunderbares leben!
du höchstes gut! was nützt uns alles wissen,
wenn wir am ende dennoch sterben müssen?

ich forsche nur, den tod zu überwinden,
des lebens wurzel endlich aufzufinden,
ich will dies auge nie und nimmer schliessen,
ich will dich ewig, schönes weib, geniessen,
den augenblick möcht ich vertausendfachen,
das leben zu unendlichkeiten machen;
drum brau ich tag und nacht mit heisser gier,
ein alchymist, am lebenselixier . . .
man sagt: der einzge, dem ein ewig leben
von Christus selbst, jedoch zum fluch, gegeben,
der ewge jude soll in diesen zeiten
gespenstig durch die deutschen lande schreiten;
zu Danzig sah man ihn, den möcht ich fragen,
er kann vielleicht mir das geheimnis sagen;
ich meine fast, ich hab ihn heut gesehn
im schmiergen kaftan auf dem Brühle gehn. — —

Horch! welch ein keuchen! langsam näherschleichen...
und nun ein ton wie aus begrabnen leichen:
du irrtest nicht! und sieh, aus finstern tiefen
steigt sorgsam über alle, die da schliefen,
ein alter jud mit langem ziegenbart,
sein schädel kahl, die dürre hand behaart,
und drohenden augs — Faust greift an seinen degen —
du fürchtest dich? noch eben so verwegen,
steck ein! und gieb mir einen becher wein,
's wird noch 'ne stunde bis zum morgen sein,
und soll ich alter rabe vor dir krächzen,
so lass mir auch die zunge nicht verlechzen. —
du dürstest also immerdar zu leben?
dem augenblick die ewigkeit zu geben?
sehr sonderbar! für mich wär höchstes glück,
schrumpft ewigkeit mir ein zum augenblick,
und diesen augenblick macht ich zum nichts,
zum raschen jetzt die stunde des gerichts.
und das mit grund: ich bin ein alter mann,
ich sah die welt schon tausend jahr mit an,

als Er geboren ward zu Bethlehem,
war ich der schuster von Jerusalem,
und als er dann mit seinem kreuz belastet
vor meinem haus noch einmal gern gerastet,
stiess ich ihn fort mit ungestümem grimme.
er litt es still, doch hört ich gottes stimme:
weil du den heiland tratst mit frechem fusse,
trag bis er kommt des lebens last zur busse!
und es ward wahr: in hundertlei gestalt
sucht ich den tod vergebens mit gewalt:
der Aetna spie lebendig mich ans licht,
der tempel stürzte, doch begrub mich nicht,
an meinem halse haftete kein strick,
kein henkerbeil zerschlug mir das genick,
schierling und belladonna hat mein magen
als wär es süsses waizenbrod vertragen.
da half ich denn dem Nero christen peingen,
das grosse Rom von meinem feind zu reingen;
doch wunderbares ist mir dort begegnet,
als Petrus mich vom kreuz herab gesegnet.
ich sah: auf seinem angesichte lag
der sonnenschein von einem schönern tag,
in seinem aug, von himmelsglanz erhellt,
da spiegelte sich eine bessre welt,
ein königreich, hoch über unsren sonnen,
wo Christus herrscht und paradieseswonnen,
dorthin sah ich des jüngers seele schweben —
ich aber war und blieb verdammt zum leben,
und wilder nur ist da mein hass entloht,
und dient mir auch mein freund nicht mehr, der tod:
ich sauge doch, ein vampyr, christenblut,
den wahren saft des lebens, geld und gut:
ward erst in ihrem beutel magres wetter,
dann rufen sie den satan, meinen retter.
du aber, doktor, zählst zu meinen freunden:
du bist der grösste ja von Christi feinden.
er lehrt: habt nicht die welt lieb und verachtet
was von der welt! nach gottes reiche trachtet!

du aber willst, des jenseits nicht bewusst,
verewgen diese welt und ihre lust,
du willst als famulus des Antichristen
sein reich durch die unendlichkeiten fristen,
und mich, der schon so lang am leben schleppt,
ersuchst du um der ewigkeit recept.
ich sage dir: nichts leichter, Faust, als das:
mein leben, das verewiget der hass,
das deine, freund, verewigt sündenliebe,
und ewig treibst du dich im weltgetriebe
mit deiner schönen Helena umher,
wie ich mit meinem hass, der Ahasver.
lass dich nur nicht vom blassen tod erschrecken,
wenn auch die schollen dein gebein bedecken:
du lebst am dritten tage wieder auf
und führst genau den selben lebenslauf,
der selbe Faust, nur etwas jüngres blut,
statt des baretts vielleicht ein hoher hut,
auch tauchst du auf an einer andern stelle —
doch stets gewiss bleibt dir die erden-hölle.
ja! die dir jetzt so morgenduftig blinket,
am ende spürst du, dass die erde stinket,
dann siehst du ein, dies weib auf deinem schoos
ist nur ein körper, herz- und seelenlos,
nur dein bethörter und verruchter sinn
verlieh ein herz der ehebrecherin,
sie, die vom alten bis zum neuen chaos
Paris so gut betrügt wie Menelaos;
schlag nur vor ihrem teufelsbild ein kreuz
und mit der seele flieht des leibes reiz —
du siehst den dämon als spinnwebgen schemen
zur mutter Lilith seine heimkehr nehmen,
zurück nur bleibt, verpestend deine luft,
des schönen fleisches ekler leichenduft —
und dennoch nicht, als ächter spross vom affen,
giebst du es auf, dem weibe nachzugaffen,
auf Helena, dein griechisch ideal,
folgt wieder eine, welche höchst real,

und nach antiker moderpoesie
ergötzt dich sehr modernster lust esprit;
jedoch auch andre reize der modernen,
glücklicher Faustus, wirst du kennen lernen,
neuste entdeckungen im reich der Venus,
die Celsus nicht gekannt und nicht Galenus,
die morgengabe, die der edle held
Colon empfing von seiner neuen welt!
ja, schon wie heut seh ich im lazareth,
hülfloser arzt, dein lebendes skelett,
die rosen werden dir zu hagebutten
wie könig Franz und deinem freund, dem Hutten,
dir schmeckt kein braten mehr, kein süsser wein —
du merkst, dies leben ist die höllsche pein!
und tag und nacht, sie kommen nur zu künden
stets neue strafen für die alten sünden:
dir tönt im schlaf verlassner mädchen jammer,
gespenstig dringen sie in deine kammer
und winselnd schaut dich an von ihrem schoos
das kind der sünde, ehr- und vaterlos . . .
sie alle, die von deinem blute sutten,
sie kommen alle, einst geliebte schatten,
die längst vergessnen sind nicht selbst vergesslich,
sie nahen schön, langweilig, hübsch und hässlich,
umtanzen dich als lustige lemuren,
du aber fluchst ohnmächtig deinen huren,
und so umtobt von des vergangnen hölle
wühlen im fleisch dir fieber und — skalpelle;
und wie Tanhäuser willst du dann vergebens
zu spät entfliehn dem Venusberg des lebens.
ich zwar bin der verfluchte weltenwandrer
und werde nie und nimmermehr ein andrer,
du aber magst des räthsels lösung finden,
dich selbst, welt, tod und mich auch überwinden;
noch ist es zeit, du kannst den willen wenden,
des heilands und der heilgen werk vollenden,
geh in den dom, zu beichten und zu beten,
dein eignes ich zu kreuzgen und zu tödten,

du sollst nicht Platon noch Homer vergöttern,
retorten und phiolenkram zerschmettern,
verbrenn die bücher, gürt um deine lenden
ein härnes kleid, die geissel nimm zu händen,
dies weib und alle weiber sollst du lassen,
sollst schmerzen lieben und die freude hassen,
und wie du einstmals stolz die welt durchreist,
zieh barfuss nun mit demuthsvollem geist,
die kranken heile, gieb dein gold den armen,
und gott wird sich am ende dein erbarmen.
du lächelst spöttisch, lach erst tausend jahre,
dann wirst du's satt und sehnst dich nach der bahre,
nach jenem tod, davon kein auferstehn,
um stets aufs neu im licht des monds zu gehn:
ach! wär dies schauspiel endlich doch vorbei!
das ewigalte seh ich ewig neu;
was half, Jehovah, deines sohnes sterben?
todsünder blieben seines namens erben,
selbst heilge sündgen doch — in ihren träumen:
wie lange, gott, wie lange willst du säumen?
du hast nun dieses erdenbaumes frucht
dreitausend lange jahre schon versucht,
es war und blieb ihr geiler same bitter:
drum wär es zeit, du winktest jetzt dem schnitter,
— ach, hört ich erst den ton der axt erklingen,
ein wiegenlied, mich in den schlaf zu singen . . .
säh ich den baum mit millionen blättern,
daran das eichhorn und die spechte klettern,
daran der menschheit üppge blüte zittert —
ha! säh ich schon sein mürbes holz zersplittert . . .
er kracht und knickt wie ein vermorschtes rohr,
zum scheiterhaufen türmt er sich empor . . .
o ruhebett nach langer wandermühe,
dann brechen endlich meine müden kniee,
und wenn vom himmel flammend fällt die sonne,
dann lächl ich sanft im ersten traum vor wonne,
und wenn zu asche brennt der weltenbaum,
dann schlummer ich den schlummer ohne traum,

doch weh! schon meldet sich ein neuer tag —
fahr wohl, o Faust, und folge Christo nach!
ich aber will zum Brühl hinunter wandeln,
denn Ahasver muss handeln, handeln, handeln!
— und in die thür trat Faust gedankenschwer
und sah wie auf dem marktplatz Ahasver
sich vor dem priester neigt, der ihm begegnet,
und wie der mönch den greisen juden segnet,
und scheidend ruft der wundersame mahner:
ins kloster geh mit diesem franziskaner!

Faust aber steigt zurück in seinen keller:
wacht auf, ihr schläfer, es wird hell und heller;
nach Wittenberg will ich allein heut fahren,
du, Helena, gehst nicht mit den scholaren,
auch nicht mit mir, du magst im Hirschen bleiben,
wenn ich dich wieder brauche, will ichs schreiben.
— und Helena vor seinem anblick graust, . . .
die Grimmsche gasse geht der doktor Faust,
herbstmorgenwind bläst durch das thor so kalt,
und er verliert sich langsam in den wald. —

XXXVI

Frau Venus, nun lachst du umsonst mich an
auch aus dem schönsten weibe:
durch dich ward meine seele krank,
ich ward auch krank am leibe.

Ich möchte flechten um mein haupt
viel spitze dornenreiser,
ich möchte wandern hin nach Rom,
wie du, mein ahn, Tanhäuser!

Dort würf ich auf die kniee mich,
ein demuthsvoller beter,
ich flehte gottes gnade an
im ewgen dom Sanct Peter.

Ich wollt auch nicht zur seite schaun
nach schönen Römerinnen,
nur gott und seinen lieben sohn
und Maria wollt ich minnen.

Und wenn der heilge vater dann
am hochaltar erschienen,
so fragt ich: wird dies dürre reis
noch einmal wieder grünen?

Kannst du mich sprechen wieder rein
wie in der kindheit tagen?
kann dieser welke dornenkranz
noch einmal rosen tragen?

Nicht üppge rosen wünsch ich mir,
purpurne, liebesheisse —
ach, nein! ihr stachel sticht zu tief —
nur sanfte, lilienweisse;

Wie sie die gruft des heilgen Franz
umschatten, dornenlose —
wird mir vergebung noch zu theil,
zu theil die weisse rose?

Ach, oder willst du, dass auch ich
zum Vennsberge kehre,
wie einst zum Vennsberg gekehrt
der edle Tanhusaere?

Gedruckt
von
W. Engelmann in Leipzig

und
vollendet den 21. April 1868.

Von diesem Werke sind abgezogen:

auf deutschem Büttenpapier, für den Buchhandel	1000	Exemplare
„ „ „ „ nicht für den Handel bestimmt	15	„
auf japanischem Papier	5	„
	1020	Exemplare.

Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur

Von

Eduard Grisebach

Berlin
Verlag von F. & P. Lehmann
[illegible]
1876

Vorwort.

A. F. Friedrich Schlegel im Anfange dieses Jahrhunderts in Paris, wie berauscht von der Entdeckung einer neuen Welt, ausrief: im Sanskrit ist eigentlich der Quelle aller Sprachen und aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles Bekannte aus Indien, ohne Ausnahme — das hat seitdem die unsichtbare Forschung Schritt für Schritt auf das unerwartetste bestätigt. Die arischen Stämme haben sich auf ihre Urheimath besonnen, über den Erinnerungen ihrer Hunderttausende gebrütet und mit der Vorwelt die Nachwelt, mit der Nachwelt die Vorwelt berichtet.

Die Märchen, welche den Jahrhunderten den Kindern des Occidents erzählt wurden, hat Benfey jetzt, daß der Alpen die mitgebrachte heim Sindukusch, wie Alexander der Große Homers in jenem kostbaren Kästchen von sich führte. Die Novellen, die in allen Zungen des Mittelalters umgingen, ihr Grundstoff hat meist nur einen Ursprung: im Gemüthe des ersten Volksdichters im Lande der Arya.

Die Zurückführung des Vorhandenen auf seine Ursachen, dieser Parallelismus der Literaturgeschichte, darf indeß die Besonderheit der einzelnen Epochen nicht verwischen; neben der Urweisheit der Völker darf das Nationalitätsprincip in der geschichtlichen Entwicklung nicht verkannt werden. Die Literaturgeschichte, diejenige, welche von einem höheren Standpunkte aus in großem Ueberblick die Weltpoesie betrachten will, muß daher vergleichend sein, muß jedes Dichtungswerk in seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufzufassen suchen.

In einem Privatbriefe an meinen Bruder theilte mir Julian Schmidt[*] in einer ihrer Arten nach originellen Fassungen umgearbeitete Novelle von der treulosen Wittwe mit, die mir selber war. Denn fast alle Nationen haben diesen eminent komischen Stoff bearbeitet, und so lernen wir aus ihren verschiedenen Gestaltungen den Geist ebenso bisher Unverstandener kennen.

Jena den Pfingstmontag, Montag den 14. Mai 1877.

Die erste Ausgabe der gegenwärtigen Untersuchung war enthalten in dem Büchlein *Die treulose Witwe | Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur | Von FRIEDRICH THEODOR VISCHER | Wien | Verlag von L. Rosner | 22. Taubstummengasse, 22 | 1851* Seite 41—111, und die sodann daraus wiederholte Vorrede S. 39—40.

Es wurden von diesem Buche 1000 Exemplare abgezogen worden, von denen, auf den Wunsch des damaligen Verlegers, gleich beim Druck 500 als »*Zweite Auflage*« bezeichnet worden. Ich habe indeß später Schritte gethan, um diese gesammte s. g. zweite Auflage wieder vernichten zu lassen, und darf annehmen, daß von der ersten, ganz unvollkommenen Gestalt meiner Arbeit nur etwa 400 Exemplare durch den Buchhandel verbreitet worden sind.

Ende des Jahres 1856 gab ich unter dem nämlichen Titel eine neue »umgearbeitete Auflage« jenes Buches heraus (Stuttgart, Verlag von A. Kröner, 1857; nachmals Leipzig, Verlag von W. Friedrich, 1863), in welcher sich meine Abhandlung S. 39—128 befindet. Nachdem bis zum Herbst 1886 von dieser 700 Exemplare (200 auf holländischem und 500 auf Schreibpapier) starken Ausgabe etwa die Hälfte der Exemplare abgesetzt worden war, habe ich die Restauflage einstampfen lassen.

Dreizehn Jahre nach jenem ersten Entwurf lege ich nun noch einmal die Hand an diese kleine Arbeit, d. i. voraussichtlich die letzte Hand. Ich darf sagen, daß von dem früheren Werk kaum ein Stein auf dem andern geblieben ist, und aus frischem und besserem Material, wenn auch mit Verwendung mancher alten Quadersteine, ein ganz neuer Bau aufgeführt wurde

aut fundamente stabili fortasse manevit.

[*] [Diese, chinesische, Fassung kam jetzt in einer Separatausgabe vor: Die treulose Wittwe | Eine chinesische Novelle | Deutsch nach dem Asiatic Journal MDCCCXIII | von Eduard Grisebach | Berlin | Verlag von L. & P. Lehmann | 1886. | 58 Seiten, in Klein-Oktav.]

Wie mir schon im Jahre 1874 Herr Dr. Karl Bohrer in Athen einen Beitrag zu dem langen Register von »Einfällen aus der mündlichen Fassung der Marone von Epheius« beigesteuert, und Herr Buchhändler in Wien mich an den zu früh verstorbenen Heller erinnert hatte: so durfte ich in meinen bibliographisch-litterarischen Forschungen über den Gegenstand diesmal besonders durch überaus freundliche Mittheilungen gefördert werden, um welchen ich mir persönlich unbekannten Herren Gymnasiallehrer Dr. Johannes Bolte in Berlin und Dr. Franz Hertz in München aus spontanem Interesse an der Sache mich überrascht haben. Ich benutze diese Gelegenheit, um ihnen meinen Dank zu wiederholen. Nicht minder habe ich dem Pionnier der vergleichenden Märchenforschung Reinhold Kohler in Weimar für die gütige Beantwortung einer an ihn gerichteten Anfrage meinen verbindlichsten Dank abzustatten.

Mailand, am 22jährigen Todestage Arthur Schopenhauer's.

E. K.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	1–16
Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe	
§ 1. Aus der chinesischen erschlossene indische Grundform	17–26
§ 2. Eine Talmud-Erzählung als Gegenstück?	26–29
§ 3. Petronius' Matrone von Ephesus	29–39
§ 4. Die Novelle als Fabel	39–52
§ 5. Die Novelle im *Liber de septem sapientibus*	52–76
§ 6. Wanderung durch die französische Litteratur	76–90
§ 7. Wanderung durch die italienische Litteratur	90–94
§ 8. Die Novelle in der spanischen Litteratur	94
§ 9. Die Novelle in der russischen Litteratur	95–96
§ 10. Wanderung durch die englische Litteratur	96–101
§ 11. Die Novelle in den deutschen Büchern meines Meisters	101–111
§ 12. Wanderung durch die deutsche Litteratur seit 1563	111–118
§ 13. Die Novelle im deutschen Volksmärchen	118–131
Schluß	132–135
Namenregister	137–141

Einleitung: Nationale Anſchauungen von Ehe und Wittwenſtand im Spiegel der Litteratur

DIE orientaliſche Novelle von der treuloſen Wittwe, mit der wir uns in dieſem Buche beſchäftigen, gibt ſich, trotz weitweiter Verſchiedenheit, doch als zu der Klaſſe gehörig zu erkennen, welche man heutzutage als Ehebruchsromane zu bezeichnen und zu verurtheilen liebt.

Wir ſcheinen zu jenen Novellen, in denen die Herzensgeſchichte bis zur Ehe geführt wird und in dieſer ihren alles verſöhnenden Schluß findet, die Romane das ganz nothwendige Komplement zu bilden, welche erzählen, was denn nun aus jenen glücklich verheiratheten Paaren wird, welche die neuen Irrungen, Leidenſchaften, Kämpfe und Siege ſchildern, die da erſt anheben, wo jene erſten Geſchichten befriedigt ſchließen: erſt aus beiden Novellenarten zuſammen kann ein vollſtändiges Weltbild entſtehen.

So gewiß aber die Ehe die moraliſche Grundlage der Geſellſchaft, eines geſunden politiſchen Lebens iſt, ſo wird der tiefere ethiſche Geiſt auch in dieſen Ehebruchsromanen der heiligen Idee der Ehe am Ende zum Triumphe verhelfen, ja, er wird die Feder zu ſeinem Werke nur des

halb anſetzen, um, indem er die Irrwege beleuchtet, den Königspfad der Tugend zu weiſen, wie es den chineſiſchen Erzähler unſrer Novelle im Eingange ausdrücklich zu ſagen drängt. »Ich will die Geſchichte erzählen«, ſo beginnt er, »aber nicht um Uneinigkeit zwiſchen Gatten und Gattin zu ſtiften, ſondern um die Menſchen anzuleiten, zwiſchen Weisheit und Unweisheit zu unterſcheiden..... Denn ein reiner, ſtiller Gedanke trägt den Sieg über das ſchlammige Leben davon.«

Freilich iſt das Gefühl für den ſocialen Werth und die moraliſche Bedeutſamkeit der Ehe, für die Innigkeit und Unverletzlichkeit des Ehebandes bei den verſchiedenen Nationen in ſehr verſchiedener Stärke ausgebildet. Die Treue bis in den Tod, welche ſich die jungen Gatten zuſchwören, iſt nicht überall gleich verſtanden und bewahrt worden.

Kein Volk hat die Idee der ehelichen Treue tiefer gefühlt, konſequenter durchdacht und zugleich praktiſch verwirklicht als das *indiſche*. Bei ihm war die Treue bis in den Tod kein leeres Wort, denn die Gattin folgte dem Gatten in den Tod. Aus dem flammenden Scheiterhaufen, auf dem die Wittwe ſich freudig neben den Leichnam ihres Gatten bettete, erhebt ſich wie ein Phönix die unſterbliche Idee der Ehe.

Wenn das Liebſte von uns genommen iſt, ſo verſchmäht die Seele Speiſe und Trank: dieſes natürliche Gefühl trieben die tiefen, leidenſchaftlichen Inder zu ſeiner höchſten Konſequenz und es ergab ſich der Tod der Frau mit dem Geliebten. Nicht auch umgekehrt des Mannes mit der Gattin. Denn die Frau geht ganz auf in der Liebe und Ehe, es iſt ihre einzige Beſtimmung; der Mann ſoll auch den größten Schmerz des Lebens überwinden, um ſein Daſein in Krieg, Wiſſenſchaft und Kunſt würdig zu Ende zu leben. Die Wittwe, zumal wenn ſie keine Kinder zu erziehen hat, iſt nutz- und zwecklos auf der Welt. Aber nur die edelſten Naturen ſind ſolch völliger Selbſtaufopferung fähig, die gemeineren Kinder dieſer Erde fangen am dritten Tage wieder zu eſſen an und ſpäteſtens übers Jahr

ſchwören ſie einem andern die ſelbe ewige Treue, die ſie einſt dem Todten geſchworen. Die Inder ſorgten indeß dafür, daß dieſe niedrigere Geſinnung wenigſtens nicht die Idee der Ehe ſelbſt beflecke: das Geſetz verbot den Wittwen wieder zu heirathen. Die Geſetze des Manu befehlen der Frau, welche durch den Tod ihres Gatten beraubt iſt, keinen neuen Ehebund einzugehen. Der Wittwe, welche dieſe Satzung überſchreitet, wird Unheil in dieſem Leben prophezeit und ſie ſoll ausgeſchloſſen ſein von dem Sitz im Himmel neben ihrem vorangegangenen Gatten. (*The ordinances of Menu. Verbally translated by Sir William Jones.* [*Calcutta & London 1796*] *p. 142.*)

Während die Selbſtverbrennung in dem Geſetzbuch des Manu nicht geboten wird, heißt es dagegen in einem Purâna: «Da ſagte Kriſchna: Ich will Euch das höchſte Geſetz in Betreff der Ehefrauen bekannt machen. Es geziemt ſich, daß eine Frau ihrem Manne in den Tod folge. Solch eine treue Gattin wird mit ihrem Gatten in die Gefilde der Wahrheit eingehen. Denn der Gatte verhält ſich zu ſeinem Weibe wie der Ganga zu den Strömen, wie das höchſte Brahm zu den Heiligen.» (*Asiatic Journal, Octob. 1817.*)

Im Mahabharata ſtreiten ſich bei dem Tode des Vaters der Pandavas ſeine beiden Frauen Kunti und Madri um die Ehre, mit dem Todten den Scheiterhaufen zu theilen. Madri, welche der Verſtorbene am meiſten geliebt, trägt den Sieg davon und empfiehlt ſterbend ihre Kinder an ihre Nebenbuhlerin.

«Eine Gattin, die früher ſtirbt, erwartet den Gatten jenſeits, einem Gatten, der früher ſtirbt, folgt eine treue Gattin auf dem Fuße nach.» (Mahabharata, *I*, 3033: Böhtlingk, Indiſche Sprüche, Zweiter Theil, S. 41 der 2. Auflage.)

Die Selbſtverbrennung der Wittwen, wenn ſie auch freiwillig war, wurde ſo zur religiöſen Pflicht, deren Nichterfüllung von der öffentlichen

Meinung gestraft wurde. Hingegen hieß die Frau, die sich mit verbrennen ließ, Sati, die Gute. In der kurzen Zeit zwischen ihrem Entschluß und dessen Ausführung wurde sie auf das höchste gefeiert. Ihrer ganzen Familie brachte sie Ehre.» (Theodor Benfey, Indien, in Ersch und Grubers Encyclopädie, 1840.)

Und noch mehr!

Ein Weib, das in sieben Leben hinter einander freiwillig auf dem Scheiterhaufen des Gatten starb, erlangt die höchste Belohnung, nämlich die, nicht wiedergeboren zu werden. (Arthur Schopenhauer, W. a. W. u. V. I, 421 der 3. Auflage, und Köppen's Anerkennung Schopenhauers als Indologen in der «Religion des Buddha» S. 213.)

Immerhin wurde im Laufe der Zeit die Selbstverbrennung der indischen Wittwen seltener. Wir können hierauf bereits aus einer Stelle des «Kalilag und Damnag» schließen: «Der König sprach: Ich kann keine finden, die der Mutter Gaspar's zu vergleichen wäre. Bilar antwortete: Vier Dinge sind schwer aufzufinden. Erstens: Eine Wittwe, die an ihrem ersten Mann genug hat.» (Kalilag und Damnag. Eine alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Herausgegeben von Theodor Benfey und Gustav Bickel. [Leipzig 1876] S. 108.) Der indische Fürstenspiegel, das Pantschatantra ist, nach Benfey, nicht vor dem 2. Jahrhundert v. Chr. und nicht nach dem 6. Jahrhundert n. Chr. entstanden. Im 6. Jahrhundert wurde das indische Werk in das Altpersische (Pehlewi) übertragen, und die obige syrische Uebersetzung beruht auf der letzteren und ist wahrscheinlich auch noch im 6. Jahrhundert gemacht. (Vgl. auch Schiefner in den *Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg* [1876] *VII^e série, tome XXII n° 7.*).

Die Engländer hoben nicht nur das Gesetz Manu's auf, sondern verboten auch die Satis, was zu den Anlässen des Aufstandes von 1857

gerechnet wurde. (J. v. Döllinger, Vortrag über Garcin de Taſſy und Indien in der Feſtſitzung der K. Bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom 28. März 1879.)

Ihre Abkunft von einem ſolchen Volke haben die Germanen nicht verleugnet. Den Römer Tacitus verwundert es aufs höchſte, welche Stellung die Frau bei den Deutſchen einnahm. Etwas Heiliges und Ahnungsvolles, Weisſagendes ſahen die Deutſchen im Weibe und ſie beachteten auf ihren Rath und ihre Ausſprüche. (*Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt.* Germania c. 8.) Die römiſchen Frauen waren dagegen wie die griechiſchen und orientaliſchen mehr oder minder nur die oberſten Hausſklavinnen. Nur die ſtarre römiſche Legalität, nicht die innige Durchdringung mit der höchſten Idee der Liebe und Ehe hatte die römiſchen Ehen heilig gehalten. Als unter dem Kaiſerreich jene altrömiſche Rigoroſität mehr und mehr in Weichlichkeit und Ueppigkeit unterging, lockerten ſich auch die Ehebande, und Tacitus hielt daher der ſittenloſen Hauptſtadt das Bild der germaniſchen Ehen warnend und ſtrafend vor. Dort, ſagt er, wird der Ehebund unverbrüchlich ſtreng gehalten. (*Severa illic matrimonia.* c. 18 l. c.) Nur die Jungfrauen heirathen, alſo nicht die Wittwen und noch weniger die geſchiedenen, wegen eines Fehltritts verſtoßenen Frauen, die weder durch Jugend, noch Schönheit, noch Reichthum einen Mann bekamen. Denn niemand hat dort für die Schande nur ein Lächeln und zum Laſter verführen und ſich verführen laſſen iſt dort nicht als Parole des Jahrhunderts ausgegeben. (*Nemo illic vitia ridet nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur.* c. 19 l. c.) Nur einmal ſpricht die Frau das Ehegelübde aus und empfängt nur Einen Mann, wie ſie nur Einen Körper und nur Ein Leben empfing. (*Cum voto uxoris semel transigitur: sic unum accipiunt maritum quomodo unum corpus unamque vitam.* l. c.) Tacitus betont ausdrücklich die Idee der Ehe als Verbindung für Tod und

Leben: *ut vivendum, ut perendum.* Die Frau folgt dem Manne in die Schlacht und alſo in den Tod.

Das freiwillige Sterben der Frau mit dem Gatten hat die germaniſche Göttermythe in leuchtenden Symbolen dargeſtellt. «Die Walküre wandelt ſich, ſobald die geläuterte Empfindung des Menſchen nach inhalts- und ſeelenvolleren Göttern verlangt, in eine himmliſche Schildjungfrau um, die nicht blos im Himmel mit den Thurſen und Rieſen zwecklos kämpft, ſondern die ſich unter den Helden des Landes einen Freund erwählet, ihn als Schutzgeiſt in allen Gefahren umſchwebt und in ſeiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigne Unſterblichkeit verzichtend, ſelber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündniß das Gelübde eingeht mit ihrem Manne zu leben und zu ſterben, hatte ſich in dieſem eben entworfenen Bilde der himmliſchen Schildjungfrauen ſelbſt abgezeichnet.» (Kochholz, Deutſcher Glaube und Brauch im Spiegel der heidniſchen Vorzeit. [Berlin 1867] II, 290.)

So will Brunhild, ſich auch als Gattin des getödteten Sigfried fühlend, der er vor Gudrun Treue geſchworen und den ſie ewig geliebt, auf Einem Scheiterhaufen mit ihm verbrannt werden und in dem ſelben Grabe mit ihm ruhen.

Bitten will ich Dich eine Bitte,
Es ſei auf der Welt die letzte Bitte:
Auf der einen Seite brennt mir den huniſchen König,
Dem König zur andern ſollt ihr mir brennen
Meine Diener mit Goldbändern geſchmückt,
Zwei zu Füßen, zwei zu Häupten,
Zwei Hunde und zwei Habichte —
Dann iſt alles getheilt nach Gleichheit.

(Sigurdurs Lied: Lieder der alten Edda, herausgegeben durch die Brüder Grimm. [Berlin 1815] S. 271 f.)

Und von Sigfrieds Gattin ſagt ſie:

Niemander weiß's daß Gudrun unſre Schweſter
Ihrem todten Gatten folge im Tode,
Wenn man ihr gäbe den Karls Guter,
Oder ſie hätte ein Herz dem meinigen gleich.

Die merkwürdigſte Uebereinſtimmung aber der älteſten deutſchen, durch Island uns geretteten Heldenſage mit dem indiſchen Mythos finden wir in dem ſelben Liede Str. 43 (a. a. O. S. 263):

Gunnar (Guntber) und die Seinen wollen Brynhildur abbringen von ihrem Entſchluß, den langen (Todes-) Gang anzutreten.

Darauf Hogni die Antwort gab:
Niemand ſoll ſie abhalten vom langen Gange,
Da wo ſie wiedergeboren nimmer werde.

Tacitus weiß von der Selbſtverbrennung der Wittwen nichts mehr, aber die Opferung des Pferdes erwähnt er ausdrücklich. (*Struem vagi nec vestibus nec odoribus cumulant: sua cuique arma quorundam igni et equus adjicitur ... Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt; feminis lugere honestum est, viris meminisse* c. 27. l. c.). Die Pferde und Hunde empfinden ja in der That den Tod ihres geliebten Eigners. Als Gudrun Hogen frägt, warum Sigfried auf ſeinem Zelter Grani dem Zuge nicht voran reite, antwortet jener:

Wir haben Sigurdur durchhauen mit dem Schwerte,
Den Kopf hingt das Grauroß aus Gram um den Todten.
(Zweites Lied von Brynhildur a. a. O. S. 293.)

Und wenn auch nicht von Roſſen, ſo iſt es doch von Hunden beglaubigt, daß ſie aus Gram um ihren verſtorbenen Herrn freiwillig ſich zu Tode hungerten. Zweck- und nutzlos ſcheinen ſie ſich auf der Welt, wenn die geliebte Stimme des Herrn ſie nicht mehr ruft.

Rührend erzählt die Legende von jenem Hündlein, welches den zum Tode geweihten ſieben Chriſtenbrüdern in die Höhle folgte, die die Heiden hinter ihnen vermauerten. Das Hündlein der Sieben Schläfer wird noch heute in der ruſſiſchen Kirche verehrt; wie der Hund Kitmir bei den Mohamedanern.

«Um des Paradieſes Weiten
Im Genuſſe zu durchſchreiten . .
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.»

W. O. Divan.

Wie viel mehr aber als Hund und Roß gehört die Gattin dem Gatten an! Wie möchte ſie ſich einem andern, ja überhaupt nur der Welt und dem Leben wieder zuwenden und hingeben! Wie möchte ſie zurückbleiben wenn der Gatte in das unbekannte Land gegangen, von wo kein Wandrer wiederkehrt, wenn der Tod die Höhle hinter ihm vermauert! Mit dem Tode des Geliebten muß ſie der reinen und ſtrengen Idee nach ſelbſt zu leben aufhören.

Länger als bei den Germanen ſcheint ſich die Verbrennung der Wittwen mit dem Gatten bei den Ruſſen erhalten zu haben. Ralſton in ſeinem Buche *The Songs of the Russian people* (London 1872) führt von p. 209–345 Todtenlieder auf, die bei der ehemaligen Selbſtverbrennung der Wittwen geſungen wurden.

Zu erinnern haben wir uns dabei der Nachricht des Herodot über die Begräbnißfeier bei den ſkythiſchen Königen. Im vierten Buche berichtet der Vater der Geſchichte, daß der koloſſale Grabhügel, welcher über der balſamirten Königsleiche aufgeführt wurde, mit aufnahm «eine ſeiner Frauen, den Mundſchenk, den Koch, den Vorſteher des Marſtalles, den Botenmeiſter, ſodann die Leibpferde, das Köſtlichſte aller ſeiner übrigen Habe, ja ſogar die goldenen Phialen.» Aus den in Skythengräbern des

ſüdlichen Rußlands aufgefundenen Bildwerken ergiebt ſich, daß die Skythen Arier und keine Mongolen waren.

Mit dem von Herodot beſchriebenen Brauche ſtimmt wunderbar das Begräbniß Sigfrieds mit Brunhilde:

Umſchließe das Grab mit Zelten und Schilden,
Todtenkleidern, blutbeſprigten, und der Leichen Menge.
Nicht ſoll unſre Fahrt ärmlich ſein:
Es folgen fünf Mägde,
Acht Diener guter Art,
Mein Pfleger und Erbdienerſchaft,
Welche Budli gab ſeinem Kinde.

(A. a. O. S. 271—275.)

Noch im Jahre 921 n. Chr. erzählt Ibn Fadhlan, der damals arabiſcher Geſandter bei den Wolga-Bulgaren war, von dem Leichenbegängniß eines Häuptlings der Rhôs (Ruſſen), der auf ſeinem Schiffe zugleich mit ſeiner Lieblingsfrau verbrannt wurde. Indeſſen handelt es ſich hier vielleicht um einen Wikinger-Fürſten, einen der von den Slaven aus Skandinavien herbeigerufenen Waräger. (Vgl. Thomſen, Urſprung des ruſſiſchen Staats. Gotha 1879.)

Die ſemitiſchen Völker ſtehen auch in dieſer Beziehung in einem ausgeprägten Gegenſatz zu den Ariern. Bei den Juden heiratheten die Wittwen wieder, und die moſaiſche Satzung *gebot* ſogar, daß der ledige Schwager ſeine verwittwete kinderloſe Schwägerin heirathe. Die Heilighaltung der Ehe und des Familienlebens ſind andrerſeits ſchöne Charakterzüge des jüdiſchen Volkes, und auch im Talmud werden wir einer Anſchauung über eheliche Treue voll erhabener Sittlichkeit begegnen. (Vgl. unten § 2). Die Ehebrecherin wurde geſteinigt, wie ſchon aus dem Ausſpruch Chriſti hervorgeht: Wer unter Euch ohne Sünde iſt werfe den erſten Stein auf ſie!

Das Chriſtenthum hat die ſemitiſche Grundanſchauung beibehalten, wenn der Meſſias auch tiefſinnig die Sünde aus dem Reich der brutalen Thatſachen in dasjenige des Herzens verlegte: wer ein Weib anſieht, ihrer zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen (Matth. V, 27. 28). Der Apoſtel Paulus ſchreibt ausdrücklich an ſeine Korinthergemeinde: «Ich ſage zwar den Ledigen und Wittwen, es iſt ihnen gut, wenn ſie auch bleiben wie ich. So ſie ſich aber nicht enthalten, ſo laß ſie freien, es iſt beſſer freien, denn Brunſt leiden.» (Epiſtel an die Kor. VII, 8. 9.) Handelt es ſich hier noch um eine Anbequemung an die menſchliche Schwäche, ſo ſagt der 1. Brief an Timotheus (V, 14) gradezu: «So will ich nun, daß die jungen Wittwen freien, Kinder zeugen und haushalten.»

Die zum Chriſtenthum bekehrten Germanen nahmen zwar dieſe ethiſchen Vorſtellungen auf, aber es wird nur der höheren indiſchen Anſicht von der ehelichen Treue, die bei ihnen ſich unbewußt reiner und ſtärker erhielt, zuzuſchreiben ſein, daß ſie in einen ausgeprägten Gegenſatz gegen die romaniſchen Völker traten. Einen der einleuchtendſten hiſtoriſchen Gründe für deren Anſchauung von der Ehe hat Jacob Burckhardt in ſeiner «Cultur der Renaiſſance in Italien» (Baſel 1860, S. 440) angegeben, wo er von der italieniſchen und franzöſiſchen Novellenmoral handelt. «Das Recht des Gemahls auf die Treue der Frau hat hier nicht denjenigen feſten Boden, den es bei den Nordländern durch die Poeſie und Leidenſchaft der Werbung und des Brautſtandes gewinnt; nach flüchtigſter Bekanntſchaft, unmittelbar aus dem elterlichen und klöſterlichen Gewahrſam tritt die junge Frau in die Welt, und nun erſt bildet ſich ihre Individualität ungemein ſchnell aus. Hauptſächlich deshalb iſt jenes Recht des Gatten nur ein ſehr bedingtes . . bezieht ſich nicht auf das Herz.»

In einem um ſo bemerkenswertheren Kontraſt ſteht dagegen die Novellendichtung des größten ſpaniſchen Poeten. Was nämlich dem naiven

Boccaz und auch ſelbſt dem freilich unendlich viel ernſteren Antoine de la Sale abgelbt, das tiefe Gefühl für die Heiligkeit der Ehe und der Familienbande, und damit zugleich das Gefühl für den ewigen Werth des Staates, durch und in dem allein Sittlichkeit möglich, — das ſpricht aus jeder Seite der Cervantes'ſchen Novellen. Keineswegs aber, daß er, der tiefe Kenner des menſchlichen Lebens und ſeiner tauſend Irr- und Abwege, dieſe mit falſchem Idealismus verhüllt und ſeine Helden mit der langweiligen Glorie einer abſtrakten Schönheit und Sittlichkeit umkleidet hätte; nein! ſeine Menſchen ſind alle dem wirklichen Leben entnommen und ihre Geſchicke mit jenem faſt herben Realismus geſchildert, der die edleren Bilder der niederländiſchen Schule auszeichnet. Die Weltbedeutſamkeit dieſer Bilder, die anſchaulich ſymboliſche Repräſentation der Ideen durch ſie: das iſt der Idealismus des Cervantes.

La Sale entwarf in den *XV joies* mit feinſter Kenntniß und rückſichtsloſeſter Kühnheit das Schatten- und Nachtbild der Ehe, wie es ihm bei ſeinen Landsleuten entgegengetreten war, er ſchrieb ein Martyrologium der Ehemänner; unvergeßlich prägt ſich dem Gemüth des Leſers der düſterpoetiſche Refrain ſeiner XV Kapitel ein: *ainsi est entré dans la nasse et y demoura toujours et finira miserablement ses jours.* (*Les quinze joyes de mariage | Nouvelle édition | conforme au manuscrit de la bibliothèque publique de Rouen | Paris, P. Jannet, 1853.*) Seine *Cinquantes nouvelles nouvelles* ſind, wie das Boccaciſche Decameron, eine ergänzende Muſterſammlung angewandter Fälle zu jenem holden Liede der Ehefreuden, ſie erzählen uns die tauſend Capriccios, Launen, Tollheiten, Verbrechen, Schwänke, Leiden und Verzweiflungen des »Genius der Gattung«, um Schopenhauers Ausdruck zu gebrauchen.

Cervantes auf der andren Seite lädt uns gleichſam zur Hochzeit eines durch das Leben gereiften Paares ein: ein ſo warmer Sonnenſchein ernſtheitrer wirklicher Ehefreuden liegt über ſeinen glücklich Vereinten ausge-

breitet. Er ſcheint über die brauſenden Waſſerfälle der Jugendleidenſchaften hinaus, in vollem klaren Strome befriedigt dahinzufließen. Seine erhabene Sittlichkeit ſcheint von all den Leiden nichts zu wiſſen, welche nach dem glücklichen Schluſſe der Ehe und der Novelle bei Antoine de la Sale erſt anfangen. Oder vielmehr, er wußte es ſehr gut, aber er wußte auch, daß es dennoch auf Erden auch wahrhaft reine und glückliche Ehen gebe, und es war ſein Vorhaben, nur auf dieſe das Augenmerk ſeiner Darſtellung zu richten, um ſeine Mitbürger durch die ſanfte Ueberredung der Kunſt zu dieſem Ziele hinzuleiten. Daß dies ſeine Abſicht war, ſpricht er, wie der chineſiſche Novelliſt, ausdrücklich im Vorwort der *Novelas ejemplares* aus. — Aber die Vollſtändigkeit der Dichtung, dieſes Spiegels der Welt, will, daß neben dem Cervantes auch Boccaz und La Sale ihr Recht und ihren Ehrenplaz finden.*)

Das gemeinſam Auszeichnende jener alter Romanciers iſt aber der Eingangs gedachten chineſiſchen Novelle eigen, der ſelbe treue künſtleriſche Realismus bis ins kleinſte Detail der Dinge, der ſelbe keuſche einfache Stil; mit dem Cervantes allein gemein iſt ihr das innige Familien- und Pietätsgefühl, der hohe ethiſche Geiſt, der über dem Ganzen weht aber doch den buddhiſtiſchen Inſpirationen gemäß mehr eine Abwendung von dem Leben überhaupt predigt, während die Novellen des Cervantes ganz und voll dieſem Leben angehören, und nur aus dem Don Quixote

*) Eine getreue Ueberſezung der *XV joyes de Mariage*, die erſte deutſche, mit einem gelehrten, reichhaltigen Commentar, — ein treffliches Pendant zu dem vielbewunderten, alle den La Sale weit überbietenden Skabroſitäten des Originals wiedergebenden Regis'ſchen Rabelais — wollte im Februar 1872 zu Berlin erſcheinen, als die Preßpolizei die Auflage ſaſſiren ließ. Gegenwärtig werden die Criminalrichter des Berliner Stadtgerichts über die Sittlichkeit des alten ſchönen naiven Buches, dieſes durch alle Jahrhunderte berühmten Meiſterwerks, eines franzöſiſchen Klaſſikers befinden, der noch kurz zuvor erſt von der deutſchen Wiſſenſchaft in einem ausgezeichneten Aufſatze glänzend gewürdigt war. (Von Ludwig Stern in Herrig's Archiv für neuere Sprachen *XLVI, p.* 113–218.) (Anmerkung der 1. Auflage.)

wie ein ferner, leiſer, rührender Klang die Nichtigkeit aller menſchlichen Beſtrebungen, Leiden und Freuden herausſtönt.

Es iſt nur ein Schriftſteller, welcher, den La Sale und Cervantes wunderbar vereinend, begabt mit jener tiefen Intuition, welche in das Herz der Dinge, der Geſellſchaft, des Herzens ſelber dringt, und zugleich erfüllt mit allem Wiſſen, das der menſchliche Geiſt ſeit den Tagen jener beiden großen Romandichter erſonnen und gefunden — es iſt Honoré de Balzac, welcher mit dem tiefen ſittlichen Ernſte des erhabenen Spaniers und zugleich das rückſichtsloſe Secirmeſſer des La Sale in der Hand die ſociale Geſchichte Frankreichs in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſchrieb. Ihm zur Seite ging George Sand, aber dadurch ſo viel niedriger als jener ſtehend, daß ſie fortgeriſſen von dem feurigen Strome ihrer Subjektivität das ſociale Problem in weiblicher Einſeitigkeit behandelte. George Sand iſt ganz und gar ein umgekehrter La Sale, ſie ſchrieb jenes Buch, welches La Sale am Ende der *Cent nouvelles* ankündigte: er erbiete ſich künftig gegen die Ehemänner und zu Gunſten der Ehefrauen zu ſchreiben und die Leiden, Kränkungen und Unterdrückungen zu ſchildern, die die Schwachen von den Starken zu erdulden hätten. Er habe dazu noch reicheren Stoff als zu ſeinem erſten Werke. George Sand hat das gethan. Ihre Romane geben uns das Martyrologium der Ehefrauen. Ich rede hier nur vom ſocialen Roman, ich ſpreche daher ſowenig von *La Petite Fadette*, einem objektiven Meiſterwerk, als ich Walter Scott oder Dickens zur Vergleichung heranziehe. Balzac ſteht hier ganz einzig da. Dieſer erſtaunliche Geiſt hat weder in der deutſchen, noch engliſchen, noch auch nur in ſeiner eignen Litteratur, von Rabelais herab, ſeines gleichen. Er kann als Vollender des ſocialen Romans gelten, deſſen erſte Anfänge und Entfaltungen uns in der chineſiſchen Novelle und ihrer vermuthlichen, indiſchen, Quelle entgegentreten. Konſervativ, katholiſch, ein Prieſter der Heiligkeit der Ehe und darum ihr Gegentheil in

der Wirklichkeit mit den energiſchen Farben der Wahrheit in entſetzlicher Vielſeitigkeit zeichnend, kurz, ſeiner Nation in der *Comédie humaine*, wie Dante in der *Divina Commedia*, ihr eigenes Bild vorhaltend — ſtarb er am Ausgang des Julikönigthums unter der Laſt der gigantiſchen Arbeit ſeines univerſellen Genies erliegend. Ihm folgten die Romanciers des Empires: Flaubert, der Dichter der *Madame Bovary*, der geniale Geſchichtſchreiber der *Salammbô*, der phyſiologiſche Analytiker der *Education sentimentale*, der Oneiropompos des *Saint Antoine*; Guſtave Droz, der liebenswürdige Fortſetzer der *Physiologie du mariage* (in *Mr, Mme et Bébé*); Murger, der Chroniſt des *Vie de Bohème*; Octave Feuillet, der den Typus des *Monsieur de Camors* ſchuf, wie Dumas Fils die Kameliendame — bis endlich Emile Zola in dem vielbändigen Roman «*Les Rougon-Macquart. Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire*» die ganze hölliſche Komödie des Kaiſerreichs zuſammenfaßte und bis zu dem Punkte führte, wo es von dem germaniſchen Anprall zertrümmert wurde: «*le dénoûment terrible et nécessaire de mon œuvre.*» (*La fortune des Rougon. Préface. Paris 1er juillet 1871.*)

Das deutſche Volk ſcheint in vielem Betracht jetzt das erſte der Welt, aber wir ſollen uns doch nicht einbilden, daß wir in der ſchönen Litteratur und, um bei dem vorliegenden Thema zu bleiben, daß wir in Roman und Novelle auch nur von ferne mit den romaniſchen Völkern uns meſſen könnten! Wenn aber uns, die wir zwar den Lorber der lyriſchen Dichtung und des rhythmiſchen Epos errungen, die Kunſt des Boccaz, La Sale, Cervantes und Balzac beſchämt ſo gut wie Shakeſpeare, Calderon und Molière, ſo wollen wir andrerſeits nicht vergeſſen und dürfen darauf ſtolz ſein, daß der hohe ethiſche Geiſt, der über der indiſch-chineſiſchen, wie der mittelalterlich deutſchen Behandlung der Novelle von der treuloſen Wittwe ruht, auch heute noch der unſre iſt, noch heute ein

Tacitus von uns ſagen könnte: *severa illic matrimonia.* Und wir erinnern uns gern, daß der franzöſiſche Romantiker es war, welcher uns die Inder des Abendlandes nannte. Und ſo wäre denn, nachdem wir aus langer politiſcher Ohnmacht erwacht ſind, zu hoffen, daß dieſer altariſche Geiſt auch in der Litteratur neue Blüthen und Früchte zeitige!

Wanderung der Novelle
von der treuloſen Wittwe durch die Welt-Littera-tur

§ 1.

UNTER den Legenden, welche ſich auf die Perſonen des Dulders und der erſten Heiligen der chineſiſchen Tao-ſekte niedergelaſſen haben, finden wir folgende Doppelgeſchichte, deren Held, im 4. Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung lebend, als einer der »Zehn Weiſen« (*ſchih-tſi*) berühmt iſt.

Der Schüler Lao-tſje's, Tſchwang ſong, traf einſt auf dem Kirchhof eine Frau, welche über einem friſchen Grabe ihren Fächer ohne Unterlaß hin und her ſchwang. Befragt ſagte ſie, ihr verſtorbner Mann habe ſie gebeten, nicht eher wieder zu heirathen als bis die Erde ſeines Grabhügels trocken geworden ſei. Sie ſuche nun durch Fächern nachzuhelfen. Der Heilige ließ ſich den Fächer geben, ſchwang ihn über dem Hügel nach den Vorſchriften der Tao-Lehre und ſofort wurde die Erde trocken.

Mit dem ihm zum Andenken geſchenkten Fächer kehrte er nach Hauſe zurück und erzählte die Geſchichte ſeiner Frau Tsün-ſchi. Dieſe zerbricht empört den Fächer und erklärt, es gäbe nur Wenige, die jenem gefühlloſen Weibe glichen, ſie ſelbſt würde, wenn ſie Wittwe werden ſollte, es

zeitlebens bleiben. Tſchuang bezweifelt es. Nach einiger Zeit wird er krank und ſtirbt. Tian-ſchi iſt in aufrichtige Trauer verſunken. Am ſiebenten Tage langt ein junger Prinz, früherer Schüler ihres Gatten, an, von einem alten Diener begleitet. Sie trauern zuſammen. Nach und nach verliebt ſie ſich in ihn und bietet ihm durch den Diener die Ehe an; nach langem Zögern des Prinzen wird endlich der Hochzeitstag feſtgeſetzt. Der Sarg des Todten wird nun aus der Prunkhalle in eine verfallene Hütte hinter dem Hauſe getragen. Am Hochzeitsabend fällt der junge Gatte plötzlich ohnmächtig zu Boden. Der Diener ſagt, nur das in Wein gekochte Mark aus dem Hirn eines Menſchen, der noch nicht 49 Tage todt ſei, könne ihn retten. Die Frau geht mit einem Beil an den Sarg ihres erſten Gemahls. Als ſie aber ein Stück vom Deckel abgeſchlagen, hört ſie die Leiche ſeufzen und alsbald erwacht Tſchuang-ſöng zum Leben. Sie iſt zuerſt ſehr erſchrocken, als ſie aber, mit ihrem Gemahl in das Wohnzimmer tretend, weder den Prinzen noch den Diener erblickt, kehrt ihr Muth zurück und ſie weiß nun ihres Gemahls Fragen ſchlau zu beantworten und heuchelt große Freude über ſein Wiederaufleben. Er thut anfangs als glaubte er ihr, dann aber reckt er ſeinen Finger aus und der Prinz und ſein Diener treten plötzlich ins Zimmer. («Sie gingen von Tſchuang-ſöng aus, der ſich ſelbſt in zwei theilte, indem er das Weſen von der Theilung in Schatten und Weſen anwandte.») Da erkennt die Frau, daß ihr kein Ausweg blieb, reißt ſich den geſtickten Gürtel ab und hängt ſich ſelbſt. Tſchuang-ſöng aber ſingt ein tiefſinnig-peſſimiſtiſches Lied, ſich mit der Flöte begleitend, dann zerſchmettert er dieſe, legt Feuer an das Haus und wandert nach dem Weſten und heirathet nicht mehr.

Von dieſer Geſchichte kennen wir bis jetzt zwei verſchiedene chineſiſche Verſionen.

Die eine iſt metriſch, ein Volkslied, und wird als ſolches noch heute in

den Straßen von Schanghai von den Volkssängern vorgetragen. In englischer, übrigens das Versmaß des Originals nicht wiedergebender Uebersetzung ist dies Volkslied mitgetheilt in dem Buche: «*The Jade Chaplet in twenty four heads. A collection of Songs, Ballads etc. From the Chinese by George Carter Stent. London, Trübner & Co., 1874.*»

Die andre Version ist eine prosaische Erzählung, in welcher die Sage zur Novelle geworden ist. Diese ist enthalten in dem großen Novellen-Sammelwerk Kin-ku-ki-kuan, d. h. Schauplatz neuer und alter außerordentlicher Geschichten. Während einzelne Bestandtheile dieses Werkes als Abfassungszeit das Ende des 16. Jahrhunderts n. Chr. ergeben, weisen andre auf das Ende des 15. Jahrhunderts hin. Aber schon der Titel weist aus, daß in der Sammlung auch Geschichten des Alterthums mitaufgenommen worden sind, und zu den letzteren gehört eben unsre Novelle von Tschuang-sêng.

Einzelne Novellen des Kin-ku-ki-kuan, und insbesondere die vorliegende, wurden dem Occident zuerst bekannt durch das große Werk der französischen Jesuiten-Missionare: «*Description géographique, historique etc. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise. Par le P. J. B. du Halde. Paris 1735.*» In dem holländischen Nachdruck dieses Werkes (*Nouvelle Edition. A la Haye 1736*) steht die Novelle unter dem Titel «*La Matrone du pays de Soung*» im Band III, p. 401—416. Der Uebersetzer war der Jesuitenpater d'Entrecolles. Nach der Haager Ausgabe ist die deutsche Uebersetzung gearbeitet (4 Bände, Rostock 1747). Die Novelle allein wurde wiederholt 1788 im *Journal Etranger* («*avec quelques changements*»). Ferner unter dem Titel «*Tchouang-tse et Tien ou La Matrone Chinoise*» in dem Buche «*Satire de Petrone, chevalier romain. Nouvelle traduction par le citoyen D*****. Suivie de considérations sur la Matrone d'Ephèse et d'un Conte chinois sur le même sujet. Paris 1803.*» Sodann in den «*Contes chinois traduits par MM. Davis, Thoms, le P. d'Entrecolles etc. et publiés par M.*

Abel Rémusat. Paris 1827» (*vol. III, no. 2*). Endlich in dem kostbar ausgestatteten, mit geistreichen farbigen Illustrationen geschmückten Werke «*La Matrone du Pays de Soung. Paris, A. Labure, MDCCCLXXXIV.*»

Die Uebersetzung des Jesuitenpaters war indeß kaum mehr als Paraphrase, und erst länger als ein Jahrhundert später erhielten wir eine wirkliche, von einem großen Sprachgelehrten herrührende Interlinearversion, welche im *Asiatic Journal* (1843, *vol. I, p. 607–618*) unter dem Titel «*The Impatient Widow*» anonym erschien. Samuel Birch hat diese seine Uebersetzung nachmals ausdrücklich anerkannt und mit Zugrundelegung einer neuen, hie und da abweichenden Redaktion des Kin-ku-ki-kuan nochmals herausgegeben in einem besondern Buche «*The Chinese Widow. Translated from the Chinese by Samuel Birch, Esq. L.L.D. London: Published at the Office of the Phœnix, 4, George Yard, Lombard Street. 1872.*»

Sowohl den Text von 1843, als denjenigen von 1872 habe ich getreu ins Deutsche übertragen, den ersteren in der ersten Ausgabe der «Treulosen Wittwe» (siehe oben: Vorwort), den letzteren in meinem Buche «Kin-ku-ki-kuan. Alte und neue Novellen der Chinesischen 1001 Nacht» (Stuttgart, Gebrüder Kröner, 1880) S. 101–131.*)

Bis dahin scheint die englische Arbeit ganz unbekannt geblieben zu sein. Auch Felix Liebrecht in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der *History of fiction* von 1816 (John Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen u. s. w. Aus dem Englischen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt. Berlin 1851) kannte nur die französische Uebersetzung und so urtheilte er S. 523 über unsre Novelle und die andern in der Rémusat'schen Sammlung enthaltenen: «In diesen Novellen wird auch der Leser nicht, wie sonst oft, durch zu häufige Anspielungen auf Erklärung bedürfende Sitten u. s. w. in dem Gesammtgenusse des Ganzen gehemmt.»

*) Danach ins Rumänische übersetzt von Tim Maiorescu: «*Vedova nerecunoscătoare*» (*Craiova, Editura Librariei S. Samitca, 1881*).

Ein ſehr zweifelhaftes Lob! Grade im Roman, der ein Spiegelbild nationaler Sitte ſein ſoll, müſſen, je vollkommner er ſeiner Aufgabe gerecht werden will, um ſo mehr von jenen tauſend Fäden nationaler Eigenthümlichkeit, Sitte, Sittlichkeit und Unſittlichkeit eingewebt ſein, welche wieder bei jedem Volke bis zur gegenſeitigen Unverſtändlichkeit verſchieden ſein können. Nun wir die Birch'ſche Ueberſetzung kennen, ſehen wir ſogleich, daß Liebrechts Lob unſre Novelle nicht treffen kann. Denn auch ohne Kenntniß des chineſiſchen Urtextes ergiebt eine Vergleichung des Franzoſen mit dem Engländer ſofort, daß jener nur eine glatte, lückenhafte, gerade das nationale Gepräge verwiſchende Paraphraſe, dieſer offenbar eine treue, faſt interlineare Ueberſetzung gegeben hat, wie er das in dem kurzen einleitenden Bericht auch ausdrücklich verſichert. Der Franzoſe hat ſich hier dem chineſiſchen Autor gegenüber ungefähr benommen wie Voltaire und noch mehr die ſpäteren Ueberſetzer (vor den Romantikern) dem Shakeſpeare gegenüber, nach jenem Goethe'ſchen Recepte nämlich

«Mußt all die garſtigen Wörter lindern.»

Unter den garſtigen Wörtern verſteht der frühere franzöſiſche und leider jetzt auch deutſche falſche Idealismus aber alles was an die unſchöne Wirklichkeit nur erinnern könnte, alle kühnen Ausbrüche des poetiſchen Realismus, an denen Shakeſpeare grade ſo reich iſt. Dieſe Partiſane des *siècle Louis XIV* haben die *tarte à la crème* des großen Molière vergeſſen, und finden nur ihren Racine nachahmenswürdig, der 1697 die Ratte (*rat*) aus ſeinem Wappen ſtrich, um hinfort nur den poetiſchen Schwan (*cygne*) als ein anſtändiges dichteriſches Thier darin weiter zu führen! Glücklicherweiſe haben die franzöſiſchen Romantiker zu dem ächten Shakeſpeare hin und zu Molière, Rabelais, La Fale, Villon und dem Autor des Pathelin zurückgeführt.

Wir ſind alſo erſt durch Samuel Birch's Ueberſetzung zu einer wiſſen-

ſchaftlichen Behandlung dieſer chineſiſchen Novelle überhaupt in den Stand geſetzt.

Die erſte Frage, die ſich aufwirft, iſt die nach der Herkunft der Novelle.

Der Held derſelben iſt, wie bereits angedeutet, ein bekannter Heiliger der Tao-Sekte. Außer Tſchuang-ſong ſind als ſeine Namen auch Tſchuang-tſchau und Tſchuang-tſze (letzteres = der Gelehrte Tſchuang) überliefert. Er war der Zeitgenoſſe des Kaiſers Hſüan-wang (368—319 v. Chr.). Sein hinterlaſſenes Hauptwerk, aus 10 Büchern beſtehend, führte anfangs den Titel «Tſchuang-tſze», im Jahre 742 n. Chr. wurde demſelben aber auf Befehl der Regierung der Titel «Nan-chua-tſchin-king» (der ächte Klaſſiker des Nan-chua-Hügels) beigelegt.

Der ſtarke Einfluß des Buddhismus auf die Tao-Lehre iſt für die Zeiten ſeit officieller Einführung der Buddha-Religion in China*) erwieſene Thatſache, nicht unbeſtritten iſt dagegen, ob auch Lao-tſze ſelbſt bereits unter dem Einfluß ſeines älteren indiſchen Zeitgenoſſen ſtand, und wie ſich die Einwirkung des Buddhismus auf die Tao-ſekte in den fünf erſten Jahrhunderten ihres Beſtehens geſtaltete.

Sicher iſt, daß Lao-tſze am 14. Tage des 9. Monats des Jahres 604 vor unſrer Zeitrechnung geboren wurde. (Pauthier a. a. O. p. 111.) Sein Biograph Sze-ma-tſian bezeugt, daß er in ſeinem 87. Jahre eine Zuſammenkunft mit dem 50 Jahre jüngern Kung-tſze (Konfucius) hatte. Er lebte alſo noch im Jahre 517. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Das Todesjahr des Buddha ſetzen nun die ſinghaleſiſchen Quellen übereinſtimmend auf 543 vor unſrer Zeitrechnung, wo er 80 Jahr alt in Nirwana eingegangen, was als Geburtsjahr 623 ergiebt. Der Königsſohn der Sakya war alſo etwa 20 Jahre älter als Lao-tſze.

*) 64 nach Chr. Siehe P. Pauthier, *Chine ou description historique, geographique et litteraire de ce vaste empire, d'après des documents chinois* (Paris 1838) p. 488. 492.

Sicher ist ferner, daß die Bibel des Taoismus, das Tao te king, von Lao tsze selbst herrührt. Der Inhalt dieses Grundwerks berührt sich aber bereits so innig mit buddhistischen Vorstellungen,*) daß aus diesen innern Gründen eine direkte oder indirekte Einwirkung der Buddha- auf die Tao-Lehre nicht abzuweisen dürfte. Dazu kommt, daß die Tradition einstimmig von Lao tsze bezeugt, er habe eine Reise nach den Ländern westlich vom chinesischen Reiche unternommen. Es ist dies die erste Reise eines Philosophen nach dem Westen, welche die chinesische Geschichte kennt (Pauthier, a. a. O. p. 113). Hat ihn die Reise nicht bis Indien selbst geführt, so konnte sie ihm doch Gelegenheit bieten, von den eben diese Gegenden beherrschenden buddhistischen Ideen Kenntniß zu erhalten.

In begreiflichem Nationalstolz drehen die chinesischen Geschichtsschreiber die Sache um.

Pauthier übersetzt im *Journal Asiatique* folgende Stelle eines chinesischen Werkes: «Der Inhalt der Bücher des Fo-tu (Buddha) stimmt vollkommen mit der Lehre des Lao tsze aus dem Reich der Mitte überein. Nun wird allgemein angenommen, daß der Letztere zum westlichen Thor der Grenze von China hinausgegangen sei und die Westländer durchreist habe, um nach Tsin-tschu (Indien) zu wandern und die Barbaren zu unterrichten.» (Citirt in F. v. Richthofen's «China» I, 502.)

Ja, das taoistische Werk Schin sian kian (Spiegel der heiligen Anachoreten oder der Unsterblichen) läßt sogar den Buddha nach China reisen, um daselbst die schon vor ihm vorhandene «Lehre von der Verbin-

*) «Die Metaphysik des Buches über Kraft und Wirkung (Tao-te-king) scheint ihrem Wesen nach nicht von der des Buddhismus verschieden zu sein» (C. F. Neumann, Lehrsaal des Mittelreiches (München 1836) S. 15). «The points of similarity between Taoism and Brahmanism as expounded in the Upanishads are so striking that we are led irresistibly to the conclusion that they are developments of one form of faith» (Athenaeum, octob. 17, 1885; Taoist Texts. By J. H. Balfour. London, Trübner & Co.).

gung» zu erlangen. (Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Litteratur, A. 129.)

Es widerlegt sich diese Umkehrung des Sachverhältnisses schon durch eine Stelle des Tao-te-king selbst. Lao-tsze sagt: «Je ne fais qu'enseigner ce que des hommes ont déjà enseigné avant moi». (Pauthier, Chine, p. 116.) In China aber hatte nie jemand ähnliches vorgetragen wie den Inhalt des Tao-te-king, es muß derselbe also von außerhalb, und er kann dann nur aus Indien stammen, sei es aus der Buddhalehre selbst, oder aus der ihr vorangehenden, sie im Keim enthaltenden Sankhya-Philosophie.

Wie man sich aber auch zu dieser Frage stellen mag: die Einwirkung des Buddhismus auf die weitere Entwicklung des Taoismus, bereits in den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung, ist schwerlich abzuweisen.

Die Vermittler der buddhistischen Lehren zwischen Indien und China waren in dieser Zeit das im Tarimbecken, in der Nähe von Khotan ansässige Volk der Yuetschi. Dasselbe ist tibetanischen Ursprungs und heißt mit dem indischen Namen Tukhara. Die Tukhara werden im Mahabharata als dem Pandava-König Felle, Eisen und Seide bringend erwähnt. Schon aus dieser Notiz ergiebt sich die frühe Beziehung zwischen den seidenhandelnden Yuetschi und den seidenerzeugenden Chinesen. Erst im Jahre 157 v. Chr. wurden die Tukhara-Yuetschi aus dem Tarimbecken vertrieben und wanderten nach den Oxusgegenden, wo Tokharistan in den nachfolgenden Jahrhunderten eine Hauptstätte des Buddhismus war (v. Richthofen, a. a. O. S. 440. 441). Bei den Yuetschi wird nun ein bereits im Jahre 188 v. Chr. erbauter kolossaler Buddhatempel in chinesischen Nachrichten bezeugt, und eben diese historische Ueberlieferung macht die Richtigkeit der andern wahrscheinlich, daß nämlich die ersten buddhistischen Pilger im Jahre 217 v. Chr. nach China gekommen sind (v. Richthofen, S. 501).

Beim Vorhandensein solcher bestimmten Daten, wie das Erscheinen

buddhistischer Pilger, ist aber anzunehmen, daß nicht aufgezeichnete Einwirkungen der neuen Weltreligion schon lange vorher von Indien nach China herübergespielt haben.

Ist dies richtig, so wird auch die Heiligenlegende von Tschuang-söng auf eine buddhistische Quelle zurückzuführen sein.

Im allgemeinen kann man hierauf schon aus der Erwähnung der Seelenwanderung in der oben nicht berührten Vorgeschichte des Helden schließen: »In den ersten Zeiten des Chaos war Tschuang-söng ein weißer Schmetterling gewesen und als solcher von dem Grünen Phönix verschluckt. Die Seele des Schmetterlings war aber nicht mit zerstört, sondern ihr Loos war, wieder zu erscheinen in der Welt und Tschuang-söng zu werden.« Auch die Fähigkeit, nach seinem Scheintode in andere Gestalten einzugehn, weist auf die Vorstellung von der Metempsychose hin. Diese tiefe Konception ist aber so originell indisch, daß überall, wo sie in einer Fabel oder Novelle auftritt, damit deren indische Abkunft dokumentirt wird.

Ich bin indessen im gegenwärtigen Falle so glücklich gewesen für diese Annahme einen noch positiveren Beweis aufgefunden zu haben.

In der Einleitung unsrer Novelle wird der Vers angeführt:

»Gatte und Gattin sind fürwahr Vögel aus dem selben Haine,
Die da warten, bis der Tag dämmert, und alsdann fliegt jedes
seinen Weg.«

Nun steht ganz die selbe Stelle in dem aus dem Sanskrit übersetzten chinesischen Werke Ja ruen tschu lin:

»Le Brâhmane parla ensuite à la femme du défunt: Votre mari est mort, pourquoi ne pleurez-vous pas? — Cette femme lui répondit par une comparaison. C'est, lui dit-elle, comme deux oiseaux qui volent et vont se reposer au sommet d'un grand arbre, ils s'arrêtent et dorment ensemble. Puis, aux pre-

mures heures du jour, ils se lèvent et s'envolent chacun de leur côté « (*Stanislas Julien, Contes et apologues indiens* [*Paris 1859*] *I, 12 f.* »*De ceux qui se sont dépouillés de toute affection*« aus »*La forêt des perles du Jardin de la Loi*«).

Das Original des genannten chineſiſchen Werkes iſt, nach dem Ueberſetzer, eine rein buddhiſtiſche Encyklopädie, die indeß bis jetzt nicht bekannt war. Dieſe und ähnliche chineſiſche Uebertragungen von Sanskritwerken ſind für uns um ſo koſtbarer, als die indiſchen Originale heute meiſt als verloren betrachtet werden müſſen.

Aus allem bisher Ausgeführten werden wir daher auf Indien als die Heimath der chineſiſch-taoiſtiſchen Legende verwieſen. Da nun der Taoheilige, auf deſſen Perſon ſie ſich niedergelaſſen, dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehört, ſo dürfte die Uebertragung der Legende aus Indien nach China ſchwerlich ſehr viel ſpäter anzuſetzen ſein.

§ 2.

Zu der bisher betrachteten chineſiſch-indiſchen Novelle finden wir ein merkwürdiges Gegenſtück in einer talmudiſchen Erzählung. Wenn ich auch deren genetiſche Verbindung mit der indiſchen Muttternovelle und ihre Wanderung von den Indern zu den Perſern und von dort zu den Juden heute nicht mit der ſelben jugendlichen Sicherheit behaupten möchte wie in der früheren Ausgabe dieſer Schrift (*ed. 1877, S. 70*) ſo ſcheinen mir die Analogien doch bedeutſam genug, um dieſe Hiſtorie vom Rabbi Meir und ſeiner Gattin Beruria hier nicht ganz zu übergehen.

Auf dieſelbe wird bereits in der Babyloniſchen Gemara, im 1. Kapitel des Traktats Avodasara angeſpielt. Daſelbſt wird von dem berühmten Rabbi Meir eine ihm paſſirte fatale Geſchichte erzählt und am Schluſſe

derſelben geſagt: einige meinten er ſei dieſerhalb nach Babylonien geflohen, andere aber wegen der Dinge die mit ſeiner Gattin Beruria vorgefallen. Dieſe Geſchichte von Rabbi Meir und ſeiner Gattin Beruria theilt die Gemara ſelbſt, ſie als bekannt vorausſetzend, nicht mit; erſt Salomon ben Iſaak, genannt Raſchi, in der Gloſſa Marginalis, und Gedalja Schalſchelet, (Schalſchelet Kabbalah *fol.* 31, *col.* 2) berichten ſie uns folgendermaßen:

Beruria, die Tochter des Rabbi Chanina, welche in ihrer Jugend während der Wintertage von dreihundert Meiſtern in der Wiſſenſchaft unterwieſen war, heirathete nachmals den Schüler des Rabbi Ben Akiba, Rabbi Meir, «das Licht des Geſetzes». Eines Tages las ſie den Ausſpruch der Weiſen: alle Frauen ſeien leichtſinnig, und voll Zorn ſchrieb ſie an den Rand ihres Buches: ausgenommen Beruria. Rabbi Meir aber, ihr Gemahl, als er dieſe Randgloſſe wahrnahm bemerkte ihr: es werde die Zeit kommen wo ſie ſelbſt die Wahrheit des Wortes der Rabbiner anerkennen werde. Und er zog einen ſeiner Schüler ins Vertrauen und ſtiftete ihn an, die Beruria zu verführen. Der Schüler, ein ſehr ſchöner junger Mann, wußte nach langen Bemühungen endlich das Jawort und ein Stelldichein von Beruria zu erlangen. Rabbi Meir aber begab ſich zur beſtimmten Stunde heimlich an Stelle des Schülers zu ſeiner Gattin, welche ihn für den Liebhaber hielt und alles gewährte was ſie jenem verſprochen hatte (*R. Meirum tacite in locum discipuli illius successisse, et cum illa concubuisse*). Am Morgen erſt gab ſich der Rabbi zu erkennen, und als ſie ſah, daß ſie des Vergehens überführt war, hängte ſie ſich ſelbſt. Rabbi Meir aber verließ die Stadt und wanderte nach Babylonien. (*Tractatus talmudici Avodasara sive de Idolatria Caput primum e Gemara Babylonica latine redditum a G. E. Edzardo* [Hamburg 1705] *p.* 126 *f.*; vgl. auch Wagenſeil, *Sota h. e. liber Mischnicus de uxore adultera suspecta una cum Libri En Jacob Excerptis Gemarae.* Altdorfi 1674.)

Rabbi Meir's Lehrer, Rabbi Ben Akiba wurde im Jahre 135 n. Chr. wegen Theilnahme am Aufstand des Bar Cochba auf Befehl des Feldherrn Hadrian's hingerichtet. Der Vater der Beruria, Chanina ben-Theradion lebte um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Es wird nun der Abschluß der ungeschriebenen Mischna um das Jahr 200 n. Chr. gesetzt. Die Fortbildung derselben durch die Gemara erreichte ihren Abschluß in der Babylonischen Gemara, Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. (Emanuel Deutsch, der Talmud. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe [Berlin 1869] S. 33. 43).

Rabbi Raschi gehörte der französischen Glossatorenschule an, geboren zu Troyes in der Champagne 1040, gestorben 1105.

Hiernach kann unsre Geschichte frühestens Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. angesetzt werden.

Wir haben in ihr eine jüdische Rabbi-legende, wie der Held der chinesischen Novelle ein Taopriester war. Der semitische Rationalismus hat der letzteren nur die buddhistisch-taoistische Phantastik ausgezogen. Der Ehemann stirbt nicht, um sodann in die Gestalt des neuen Bräutigams (seines Schülers in beiden Erzählungen) einzugehen, zu dem Zwecke, seine Wittwe zu versuchen und dann zu beschämen; sondern der Mann stiftet seinen Schüler an und spielt dann nicht als Geist, sondern in Fleisch und Bein dessen Rolle. Sehr bemerkenswerth ist auch die Uebereinstimmung in der Veranlassung zu dem ganzen Ehedrama, der Ueberhebung der Ehefrau: sie sei anders als andre, und der Widerspruch des Gatten: sie werde einst erkennen, daß er recht habe. Ganz übereinstimmend verläuft dann auch der Schluß. Ich will indessen gern zugeben, daß diese Analogien auch rein zufällige sein können.

Die von mir zum ersten Mal aus den Quellen wiedergegebene Talmud-Novelle ist auch in Jolowicz' »Polyglotte der Orientalischen Poesie in metrischen Uebersetzungen deutscher Dichter« (Leipzig 1853 S. 312 f.)

aufgenommen, wo dieſelbe freilich in Geſtalt einer Ballade erſcheint, gegen welche gehalten die Lieder der Bänkelſänger auf den Jahrmärkten noch als erhabene Poeſie gelten könnten. Jolowicz nennt, ohne jeden weitern Zuſatz, den Dichter »Tendlau«. Erſt im gegenwärtigen Jahre (1885) iſt es mir gelungen, den Standort aufzufinden, von welchem der Kompilator der »Polyglotte« ſein Balladengewächs ausgehoben hat: »Das Buch der Sagen und Legenden jüdiſcher Vorzeit. Nach den Quellen bearbeitet von Abraham M. Tendlau. Stuttgart, Caſt, 1842.« (S. 42—46: »Peruriah, das Weib«). Der Rabbiner J. Stern in ſeiner Schrift »Die Frau im Talmud« (Zürich 1879) hat, ohne Tendlau zu nennen, deſſen tollgewordene Proſa wenigſtens in eine nüchterne aufgelöſt. Auf die von Tendlau auch inhaltlich verunſtalteten Quellen iſt er nicht zurückgegangen.

§ 3.

Iſt Indien die Schätze ſeiner Religion, Philoſophie und ſchönen Litteratur verſchwenderiſch dem Oſten zuführte, ſo kamen ſie nicht minder dem Weſten zu gute. Im Neuen Teſtamente iſt, nach Arthur Schopenhauer's ſchönem Ausſpruch, wie ein von fernen Gefilden hergewehter Blüthenſtaub der Geiſt der Indiſchen Weisheit zu ſpüren. (Parerga II, 316 der erſten Auflage.) Pythagoras, Empedokles und Platon haben über Egypten die Lehre von der Seelenwanderung und die Urweisheit des Brahmanismus und Buddhismus empfangen. (Ebenda I, 35. 38.) Die Fabeln, Märchen und Novellen des Occidents ſtammen aus Indien.*)

*) »Der Biſchof Huet (Lettre de l'origine des Romans. Paris 1670) wußte ſo gut wie wir, daß die Märchen urſprünglich aus Indien ſtammen und durch Perſien über Bagdad und Konſtantinopel zu uns gelangt ſind.« Max Müller, Eſſays, deutſch von Liebrecht (Leipzig 1871) III, 109.

Und so finden wir die chinesisch-indische Novelle von Tschuang-seng im ersten Jahrhundert n. Chr. in Rom wieder.

Sie ist in eigenthümlicher Umbildung in den nur in Bruchstücken auf uns gekommenen großen Roman des Petronius eingeflochten.

Von seinem Verfasser, Cajus Petronius Arbiter, wissen wir aus Tacitus, daß er Prokonsul in Bithynien, dann Konsul gewesen und sich tüchtig und den Geschäften gewachsen gezeigt habe (*vigentem se ac parem negotiis ostendit*). Er wurde später unter die wenigen engeren Vertrauten des Kaisers Nero aufgenommen, und galt als »*elegantiae arbiter*« viel bei ihm, bis er durch eine Intrigue des Tigellinus dahin gebracht wurde, sich, wie Seneka, durch Oeffnen der Ader das Leben zu nehmen. Sein Tod fällt ins Jahr 66 n. Chr. Als Testament, mit seinem Siegel verschlossen, schickte er dem Kaiser seinen Roman zu, in welchem er unter fingirtem Namen die Ausschweifungen Nero's und seiner Günstlinge geschildert hatte (*flagitia principis sub nominibus exoletorum feminarumque et novitatem cuiusque stupri perscripsit atque obsignata misit Neroni. Tac. Annal. XVI, 18*).

Der Titel seines Romans ist uns nicht erhalten. In der *Editio princeps* (in den *Panegyrici veteres*, wahrscheinlich gedruckt Mailand 1482) lautet die Ueberschrift: *Petronii arbitri satyrici fragmenta quae exstant.* Ebenso in der ersten Einzelausgabe, Venedig 1499. In der Wiener Ausgabe von 1517 erscheint: *Petronii Satyra*, in dem Lyoner Druck von 1575: *Satyricon.* Diese letzte Bezeichnung ist seitdem die übliche gewesen. Infolge der neuerlichen (von Schelle-Lünemann 1807 noch verworfenen) Annahme der Philologen, daß die römische *Satura* (= *satura*) mit der griechischen σατυρική (sc. ποίησις) nichts zu thun habe, werden jetzt auch die Fragmente des Petronius als »*Satirae*« bezeichnet (*Petronii Satirae et liber Priapeorum. Iterum ed. F. Buecheler. Berolini 1871*).

Im Kapitel 111 und 112 steht nun daselbst folgende Erzählung:

Eine Matrone in Epheſus wollte ſich über den Tod ihres Gemahls gar nicht tröſten laſſen und zufrieden geben. Weder ihre Verwandten, noch die Obrigkeit konnten ſie von dem Entſchluß abbringen, an der Leiche ihres Mannes durch Verhungern den Tod zu ſuchen. Fünf Tage ſchon brachte ſie, nur von einer treuen Magd begleitet, im Grabgewölbe zu.

Unweit deſſelben war ein Hochgericht, und der Gouverneur der Provinz hatte daſelbſt Räuber ans Kreuz ſchlagen laſſen, die ein Soldat bewachte. Als dieſer Licht durch einen Spalt des Grabgewölbes erblickte und darum ſeufzen hörte, kam er neugierig heran und erfuhr bald, was ſich zutrug. Eilig brachte er Speiſe und Trank herbei und ſuchte die Trauernde zu tröſten. Aber ſie will nicht hören und erſt als die Magd, durch den Duft des Weines verführt, getrunken und gegeſſen, überredet ſie auch die Herrin. *Ceterum cui quid plerumque ſolet temptare humanam ſanctatem*: es dauert nicht lange, daß der Soldat auch übrigens allen Widerſtand der Frau beſiegt.

Nach drei glücklichen Nächten bemerkt der Soldat plötzlich, daß der Leichnam des einen Gekreuzigten von den Verwandten geraubt ſei. Er beſchließt das Urtheil des Richters, das ihn treffen muß, nicht abzuwarten, ſondern ſich ſelbſt zu tödten. Die Wittwe aber, eben ſo mitleidig als keuſch (*non minus miſericors quam pudica*), verhindert den Selbſtmord:

— Das wollen die Götter nicht, daß ich zu gleicher Zeit den Tod der beiden, mir auf Erden liebſten Menſchen erlebe. Lieber will ich den Körper des todten Gatten an das Kreuz hängen, als den lebenden dem Tod in die Arme treiben.

Und der Soldat folgt dem Rath der klügſten der Frauen.

Hier endet die Erzählung, welche der Dichter Eumolpus auf einem nach Tarent fahrenden Schiffe zum beſten giebt. Im folgenden Kapitel (112) wird die Wirkung derſelben auf die Zuhörer geſchildert. Während die Schiffer lachen, wird die Publierin Tryphaena nicht wenig roth

und verbirgt ihr Geſicht am Nacken des Toten. Lichas aber, der Schiffskapitän, ſagt: wenn der Kaiſer gerecht geweſen wäre, ſo hätte er den Körper des *pater familias* in das Grabmal zurückgebracht, das Weib aber an das Kreuz ſchlagen laſſen. —

Eine einfache Vergleichung dieſer Geſchichte mit unſrer chineſiſchen erweiſt die genetiſche Verbindung beider. Es iſt völlig ausgeſchloſſen, daß die eine unabhängig von der andern entſtanden ſei, ſo mannichfache Abweichungen zwiſchen beiden Verſionen auch obwalten.

Sehen wir ſie uns darauf etwas näher an!

Wie der Held der chineſiſchen Novelle ein hochgebildeter Philoſoph war, welchen Könige zum Miniſter begehrten, ſo iſt die Sphäre, in die Petronius ſeine Geſchichte verlegt hat, die der römiſchen Wachesſtube. Sie iſt unter ſeinen Händen zu einem Soldatenabenteuer geworden. Ich ſage nichts gegen die Art ſeiner Darſtellung: da iſt kein Wort zu viel, alles prägnant, lapidariſch, anſchaulich, vortrefflich, ein kleines Meiſterwerk, aber völlig niederländiſcher Schule, während über der chineſiſchen Novelle eine zarte ſittliche Grazie ſchwebt, ein Hauch wie über den Bildern Giottos und Fieſoles. Der chineſiſche Erzähler iſt gewiß ganz ebenſo realiſtiſch zu Werke gegangen, er hat ſich nicht geſcheut, auch die kraſſeſten Dinge einfach natürlich zu erzählen, aber er iſt doch ein größerer Poet als dieſer Römer. Er verſteht es uns die Rührung mitzuteilen, welche Tſchuang ſöng empfindet, als er die Flöte an der Leiche ſeiner erhängten Frau in Stücken bricht und das Haus, wo er mit ihr gelebt, in Brand ſteckt mitſammt ihrem Sarge. Einen ſo tiefen poetiſchen Eindruck vermag Petron nicht zu erwecken.

Von dem verſtorbnen Gemahle, der bei dem Chineſen die Hauptrolle ſpielt, erfahren wir bei Petron nichts, hier agirt er nur als Leichnam mit. Der Soldat, der die trauernde Wittwe tröſtet, iſt eine wirkliche dritte Perſon. Von dem tiefſinnigen Zuge des Chineſen, welcher jeden

Dritten ausschließend das Ehedrama nur allein zwischen den beiden Gatten abspielen läßt, und wo, indem die Wittwe nur einem Schattenbilde gegenüber untreu wurde, gleichsam nur eine Sünde in Gedanken bestraft wird — ist bei dem Römer jede Spur verwischt. Die Idee der Metempsychose und was damit zusammenhängt ist auf der weiten Wanderung der Novelle völlig abhanden gekommen. Neu mußte eben deshalb auch die Verwendung des todten Körpers zu Gunsten des lebenden erfunden werden. Wie bei dem Chinesen das Gehirn des scheinbar Todten als Medizin für den todtkranken Lebenden gebraucht werden sollte, so muß bei dem Römer der ganze Leichnam als Heilmittel für den mit dem Tod bedrohten lebendigen Geliebten schmählich sich gebrauchen lassen. In beiden Fällen räsonnirt eine leichtfertige Moral: was nützt den Todten ihr Körper? kann ein Lebender dadurch gerettet werden, dann spalte dem Todten die Hirnschale oder hänge ihn getrost an den Galgen!*)

Aber auch Petronius läßt den Entschluß der Wittwe, ihren Gatten statt eines Räubers an das Kreuz zu hängen, doch nicht hingehen ohne ihr einen Hieb dafür zu versetzen. «*Non minus misericors quam pudica*» sagt er mit seiner Ironie. Jedenfalls aber haben wir bei ihm die vollbrachte Leichenschändung, wie vorher den konsummirten posthumen Ehebruch, bei dem Chinesen kommt es nur zu dem Versuche. Und dennoch kann sich der Römer nicht zu dem tragischen Abschluß seiner Geschichte erheben, obwohl selbst eine Trophaena über die Erzählung errötten muß. Die einzige Erinnerung an die altrömische Sittenstrenge liegt in den Worten des Schiffskapitäns, dessen Empörung sich in dem Gebrauch jenes altgeheiligten Ausdrucks «*pater familias*» kundgiebt. Diese Soldatendirne bleibt am Leben und der Körper des *pater familias* baumelt am Galgen!

*) Beiläufig sei hier erwähnt, daß die Egypter, wenn sie in Geldverlegenheit waren, die Mumien ihrer Angehörigen zu versetzen pflegten. Lukianos, [illegible] Kapitel 21. — Masuccio läßt den Kaiser Friedrich Barbarossa bei Sultan Saladin die gewechte Hoſtie versetzen. *Il Novellino di Masuccio, ed. Settembrini* (Napoli 1874) p. 158.

Weit entfernt, daß wir hier in eine ſtets verderbliche Vermiſchung von Moral und Aeſthetik geriethen, kann uns grade dieſe petroniſche Behandlung eines eminent moraliſchen Sujets beweiſen, daß das Kunſtwerk ſich ſeines größten, ächteſten Eindrucks beraubt, wenn es mit den ewigen Ideen der Ethik ſich in Widerſpruch zu ſetzen wagt. Petron, indem er der Moral ſeiner Novelle die tragiſche Spitze abbrach, hat damit das Kunſtwerk ſelbſt zu einer bloßen ſocialen Studie herabgeſetzt, zu einer geiſtreich erzählten Anekdote, zu einem luſtigen Unterhaltungsſtück, als welches es ja auch in der That auf dem tarentiner Schiffe aufgetiſcht wurde. Bei dem indiſch-chineſiſchen Dichter waltet von Anfang bis zu Ende die Einheit der künſtleriſchen Idee, alles hat Zug, Streben, Beziehung auf das *eine* tragiſche Ziel, es iſt die Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, das Symbol der Ewigkeit und der Kunſt. Bei Petron läuft das Ende nicht in den Anfang zurück, die Geſchichte verläuft im Sande, wie der Rhein in Holland.

Mit dieſer blos anekdotenhaften Wiedergabe der Wirklichkeit, ohne die zu Grunde liegende Idee anſchaulich zu erfaſſen und konſequent zu Ende zu denken, aus zahlloſen andern Fällen den einen konkreten Fall zu ergänzen, zu korrigiren, erſt in ſein richtiges Licht zu ſetzen, — mit dieſer bloßen Kopie des einmal Vorgefallenen begnügen ſich auch in der weiteren Litteraturentwicklung die romaniſchen Novelliſten ſehr oft, ſelbſt Boccaz und Antoine de la Sale. Der Inder ſah jedes einzelne Geſchehen *sub specie aeternitatis*.

Wie kam nun der Römer zu ſeiner Geſchichte?

Die Lokaliſirung derſelben in Epheſus weiſt uns ſofort darauf hin, daß Petronius ſie als bithyniſcher Prokonſul in Aſien kennen gelernt und von dort nach Europa mitgebracht habe. Sein Eumolpus, dem er ſie in den Mund legt, ſagt — nach alter Erzählerſitte — die Geſchichte habe ſich zu ſeiner Zeit in Epheſus wirklich zugetragen. Wir, die wir

die zweifellos ältere chineſiſche Novelle kennen, wiſſen, daß ebendeshalb Epheſus nicht die Geburtsſtätte der Geſchichte von der Wittwe ſein kann.

Die kleinaſiatiſchen Küſtenſtädte ſpielten zu Petron's Zeit und ſchon früher, auch in litterariſcher Beziehung, nur die Vermittlerrolle zwiſchen Orient und Occident. Wie der reiche Trimalchio in Petron's Roman ſich Champignonſamen aus Indien kommen läßt, ſo bezogen Smyrna, Epheſus und Milet ihre Novellen über Perſien aus Indien. Unter den letzteren war die von Ariſtides veranſtaltete Sammlung Μιλησιακά beſonders berühmt. Plutarch erzählt, daß im Lager des von dem Parther-fürſten Surenna geſchlagenen Heeres des Craſſus (53 v. Chr.), und zwar unter dem Gepäck des Roscius, ein Exemplar des Ariſtides gefunden ſei, welches Surenna dem Senat von Seleukia vorgewieſen, dabei über die Sittenloſigkeit der Römer deklamirend, daß ſie ſelbſt ins Feld ſolche Bücher mit ſich führten.

Wir wiſſen u. a. aus Ovid, daß das Buch des orientaliſchen Griechen durch den Römer Siſenna ins Lateiniſche überſetzt worden iſt:

> *Iunxit Aristidem, Milesia crimina, sexum . . .*
> *Vertit Aristiden Sisenna.*
>
> *Trist. II, 411. 441.*

Bis auf einige wenige Zeilen aus eben dieſes Siſenna *Milesiarum liber XIII* (abgedruckt bei Bücheler a. a. O. *p.* 229 f.) iſt von den mileſiſchen Märchen nichts auf uns gekommen. Zur Zeit des h. Hieronymus (4. Jahrhundert) müſſen ſie noch vorhanden geweſen ſein, denn er klagt in der Vorrede zum zwölften Buch ſeines Jeſaias-Kommentars: es ſei kein Schriftſteller ſo thöricht, der nicht ſeinen, ihm homogenen Leſer finde, und ſo ſei die Schaar derer weit größer, welche die mileſiſchen Märchen verſchlängen, als derer, die die Bücher des Platon ſtudirten.

Die Matrone von Epheſus iſt jedenfalls mit dem ſelben Recht zu den *Milesiae* zu rechnen, mit welchem Apuleius ſeinen Roman als *sermo Milesius* bezeichnete.

Wie daher ſchon Dunlop unſre petroniſche Geſchichte als mileſiſches Märchen anſprach, ſo that dies auch im Jahre 1822 Edouard Gauttier in der Vorrede der von ihm veranſtalteten neuen Ausgabe von Galland's Ueberſetzung der arabiſchen 1001 Nacht. Aber er ging noch einen Schritt weiter. Er ſprach aus: «Da eben dieſe Erzählung — die Matrone von Epheſus — auch in China bekannt iſt, ſo iſt anzunehmen, daß ſie aus Indien auf einer Seite nach China, auf der andern zu den Parthern gekommen, welche ſie weiter den Römern mitgetheilt haben.» (1001 Nacht, überſetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall [Breslau 1825] *I, XXIII* f.) Gauttier's Landsmann Abel Rémuſat meinte dagegen im *Avant-propos* der oben citirten *Contes chinois, p. IX*: «*... la Matrone de Soung. Ce dernier conte, le plus piquant de ceux que Dentrecolles a traduits, est une preuve que les Chinois ont connu ces fables milésiennes dont il faisait partie, et qui ont couru le monde. C'est la supposition la plus naturelle qu'on puisse faire; car comment imaginer qu'un second modèle ait pu fournir, au bout de l'Asie, l'aventure sur laquelle est fondé ce recit satirique?*»

Dieſe Rémuſat'ſche Meinung kann uns von einem Manne nicht verwundern, der die berühmten drei Charaktere des Tao-ti-king 道, 玄 und 微, in rührender Uebereinſtimmung mit den chriſtlichen Miſſionaren, als — Jehova erklärte und ſo an Stelle der Indiſchen Weisheit als Quelle des Taoismus das Judenthum ſetzte! (Vgl. Neumann, Lehrſaal, S. 16.)

Rémuſat geht bei ſeiner abſurden Unterſtellung, daß die mileſiſche Geſchichte ſpäter nach China gewandert ſei, von der aus der Luft gegriffenen Vorausſetzung aus, daß die chineſiſche Erzählung jünger ſei als die petroniſche. Ich habe dagegen den Wahrſcheinlichkeitsbeweis

erbracht, daß die chineſiſche Tao-legende um Jahrhunderte älter iſt als die petroniſche Geſchichte. Und nachdem ich außerdem ein Fragment der erſteren in einem buddhiſtiſchen Werke nachgewieſen, ſowie die allgemeinen Gründe für die Abſtammung der taoiſtiſchen Legende aus indiſcher Wurzel aufgezeigt habe: werden wir anzuerkennen haben, daß Edouard Gauttier bei ſeiner Annahme von einem richtigen Inſtinkte geleitet war.

Die römiſche und die chineſiſche Novelle ſind beide Töchter einer, indiſchen, Mutter und die chineſiſche hat das Recht der Erſtgeburt in Anſpruch zu nehmen.

Dem franzöſiſchen Gelehrten folgte ein Menſchenalter ſpäter der göttinger Sanskritforſcher Theodor Benfey: »Dem Gedankenkreiſe nach gehört hierher auch die berühmte Geſchichte der Matrone von Epheſus. Durch ihr Vorkommen im mohamedaniſchen Orient und ſelbſt in China, wohin ſo viel Buddhiſtiſches gedrungen iſt, erweckt ſie ſogar den Verdacht, daß ihre eigentliche Heimath in der Mitte, in Indien, zu ſuchen ſei. Allein ich kenne keine indiſche Darſtellung, an die wir ſie in ihrer Beſonderheit anzuſchließen vermöchten.« (Pantſchatantra. Fünf Bücher indiſcher Fabeln, Märchen und Erzählungen [Leipzig 1859] I, 460).

In einem andern Zuſammenhange werden wir ſpäter (§ 5) auf Gauttier und Benfey zurückzukommen haben. —

Ebenſo wie Aſſenna, muß auch Petronius in Rom ſehr populär geweſen ſein.

In dem Werke *Costume des anciens peuples. Par M. Dandre Bardon* (*Paris 1772*) iſt im erſten Bande auf der *XII.* Platte des 8. Heftes ein Basrelief abgebildet, welches unſre petroniſche Geſchichte darſtellt. Eine Frau an einem Sarge unterhält ſich mit einem Soldaten, links flackert eine Lampe, rechts ſitzt die Dienerin, ein Galgen — oder Kreuz? — ſieht von ferne herüber ohne daß ein Körper daran hängt. Der Herausgeber

bemerkt (*I*, 72) dazu nur: «*les débris de ce bas-relief, trouvés parmi les ruines du palais de Néron.*» Ich habe bei meinem Aufenthalt in Rom (1872/73) dieſer Illuſtration Petron's vergebens nachgeforſcht und kann daher über die Entſtehungszeit wie den Verbleib derſelben nichts angeben.

Und noch in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts war er einer der geleſenſten Schriftſteller. Makrobius berichtet uns in ſeiner *Expositio in Somnium Scipionis M. T. Ciceronis*: «*auditum mulcent argumenta fictis casibus amatorum referta quibus vel multum se Arbiter exercuit*» (*I*, 2, 8).

Später wurden die Handſchriften dieſes freieſten aller Liebesromane in den Klöſtern, namentlich den franzöſiſchen, fleißig kopirt, und ſpeciell ſcheint die Geſchichte von der epheſiſchen Matrone ſich einer großen Beliebtheit erfreut zu haben. So kommt ſie in dem Pariſer *Codex Mazarin* (12615) aus dem 12. Jahrhundert beſonders ausgeſchrieben vor: «*Petronius de muliebri levitate dicit quam facile amatur .. Nullamque esse feminam tam pudicam quae non peregrina libidine usque ad furorem avertatur. Matrona quaedam Ephesi tam notae erat pudicitiae etc.*»

So nahm ſie der Biſchof von Chartres, Jean de Salisbery († 1183) in ſein Werk auf «Policraticus de nugis curialium et veſtigiis philoſophorum continens libros octo». In der, wahrſcheinlich in Lyon gedruckten, Ausgabe von 1513 (die *Editio princeps* erſchien noch im 15. Jahrh. o. O. & J.) lautet die Ueberſchrift des *XI.* Kapitels des letzten Buches: «*De molestiis et oneribus Conjugiorum, secundum Hieronymum & alios philosophos: et de pernicie libidinis, de mulieris Ephesiae & similium fide.*» Die Geſchichte iſt dann wortgetreu aus einer Handſchrift des Petron kopirt: «*Matrona quaedam, referente Petronio, Ephesi etc.*» Am Schluſſe ſagt der Kompilator: «*Tu historiam aut fabulam, quod his verbis refert Petronius, pro libitu appellabis. Ita tamen ex facto accidisse Ephesi et Flavianus auctor est. Mulieremque tradit impietatis suae et sceleris parricidalis et adulterii poenas luisse.*» Darüber, daß die Geſchichte ein wirkliches Faktum

ſei, brauchte Joannes Saresberienſis ſeinen Gewährsmann Flavianus nicht anzurufen, denn ſchon Rumolpus ſagte ja bei Petron, er wolle aus ſeiner Erinnerung ein Ereigniß, das ſich wirklich zugetragen, erzählen (*rem ex memoria factam se expositurum*). Der weitere Bericht des Flavianus, daß die Frau für ihren Frevel bestraft ſei, — worin die Strafe beſtanden wird nicht geſagt — erſcheint nur als eine Amplifikation der Bemerkung des Schiffskapitän Lichas, daß der Kaiſer die Frau hätte beſtrafen, ſogar ans Kreuz ſchlagen müſſen. Flavianus iſt uns als Autor eines Werkes «*de vestigiis sive de dogmate philosophorum*» nur durch den Biſchof von Chartres bekannt, welcher demſelben auch den Halbtitel ſeines Werkes entlehnt hat. Sonſt iſt von den Schriften dieſes Flavianus keine Zeile auf uns gekommen.

§ 4.

NACHDEM wir unſre Novelle in der Hauptſtadt des abendländiſchen Weltreichs verlaſſen, wo ſie an den ſchwelgeriſchen Tafeln des Kaiſers in ſpäter klaſſiſch gewordener Proſa recitirt, und ihre Figuren in Marmor verwandelt als ewiges Kunſtwerk an den Wänden ſeines Lieblingspalaſtes aufgehängt wurden: finden wir ſie neun Jahrhunderte ſpäter in beſcheidenem Mönchsgewand im Benediktinerkloſter zu Dijon als Fabel wieder.

In dieſem Kloſter nämlich wurde Mitte des 17. Jahrhunderts eine der älteſten Handſchriften der durch das ganze Mittelalter hochberühmten Fabelſammlung des Romulus aufgefunden, und wenn man ihr Alter in das 12. Jahrhundert verſetzt hatte, ſo iſt durch Hermann Oeſterley's Entdeckung einer noch älteren, jetzt im Britiſh Muſeum aufbewahrten Handſchrift für dieſe das zehnte Jahrhundert als ſichre Ent-

ſtellungszeit ermittelt. Die Londoner Handſchrift ſtimmt mit dem Codex Divionenſis Wort für Wort, ja ſelbſt in den meiſten Leſe- und Schreibfehlern überein. Oeſterley hat den Romulus in der von ihm aufgefundenen Handſchrift, mit einer Einleitung über die äſopiſche Fabel im Mittelalter, herausgegeben (Berlin 1870).

Der Verfaſſer, deſſen Perſon völlig unbekannt iſt, widmet ſeinen *Liber fabularum Aesopi* ſeinem Sohne «Tyberinus» und giebt im Prolog an, ſeine Fabeln *aus dem Griechiſchen* überſetzt zu haben («*id ego Romulus transtuli de greco in latinum*»). In dem an den «*Magister Rufus*» gerichteten Epilog ſagt er indeß ausdrücklich: um ſein Buch dicker zu machen, hätte er auch eigene, neue Fabeln hinzugefügt («*nam veteres et paucae alim fuere fabulae: sed ut maius fieret corpus adjeci et meas novas*»).

Nun ergiebt aber eine Vergleichung der proſaiſchen Fabeln des Romulus mit den jambiſchen des lateiniſchen *Phädrus*, daß viele der letzteren von Romulus nur in Proſa aufgelöſt worden ſind. Die mit den phädriſchen übereinſtimmenden Fabeln des Romulus kann der letztere alſo jedenfalls *nicht* aus dem Griechiſchen überſetzt haben. Das älteſte bekannte, noch jetzt im Privatbeſitz bei Paris befindliche Manuſkript dieſes Phädrus (oder wie er daſelbſt heißt *Fedrus*) ſtammt entweder aus Chalons-ſur-Marne oder aus Douai («*ex oppido Catalaunensi sive Catuacensi — Duacensi*») und gehört ſicher, gleichwie der Romulus, dem 10., oder ſchon dem 9. Jahrhundert an. (*Phaedri fabularum Aesopiarum libri quinque ed. L. Mueller* [*Lipsiae 1877*] *p. XVI sq.**)

*) Ich bin übrigens der Anſicht, daß es wenigſtens vor dem Jahre 43 n. Chr. einen römiſchen Bearbeiter des Aeſop, Namens Phädrus, nicht gegeben habe. Die oft angeführte Stelle des Seneka in der im dritten Jahre ſeines Exils verfaßten *Consolatio ad Polybium* iſt für mich entſcheidend: «*Nam audeo te usque eo producere, ut fabellas et Aesopeos logos, intentatum Romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas*» (*cap. XXVII*). Ducoret in ſeinem *Vie de Senèque* ſchließt aus dieſer Stelle auf die Unächtheit dieſer Schrift des Seneka: «*Quoi! le littérateur Sénèque, le moraliste Sénèque ne connaissait pas les Fables de Phèdre! Cela se presume-t-il?*»

Nicht aus dem Griechischen sind ferner selbstredend diejenigen, in jenem Phädrus fehlenden Fabeln, welche Romulus neu, aus sich hinzugefügt hat. Und grade zu den letztern gehört die Fabel, in welche sich beim Romulus unsre Novelle von der treulosen Wittwe verwandelt hat. Sie lautet bei ihm, in Oesterley's Text (S. 69. 70), folgendermaßen:

Femmina quae amiserat virum contulit se ad mausoleum ubi maritus erat positus, ut lugubres illic ageret dies. Contigit interea ut aliquis peccasset et de lege accepit sententiam ut suspenderetur in cruce. Custos illi ponitur miles, ne a suis nocte furaretur. Qui cum observaretur per vices, siti fatigatus accessit ad mausoleum, aquae pusillum rogans. Accepit, bibit et exinde abiit. Cumque ille videret feminam pulcram vehit consolatur eam. Iterum sic fecit et tertio. Dum illum saepe ab amica vocatur, subtrahitur ille qui in cruce pendebat. Miles rediens non invenit cruciatum, confugiensque ad pedes mulieris volutare se coepit. Cui sic ait: Quid agam, vel quid faciam? At ille: Subveni, inquid, mihi, a te quaero consilium. Illa misericors facta militi maritum de loco levavit et in cruce nocte suspendit. Celatum furtivum facimus misericordia pro tanta. Quia miles potuit officiari mulieri, mulier non erubuit de officio suo; et quae jam casta dudum fuit, scelus utrumque admisit. Habeant mortui quod doleant, et vivi quod timeant.

Diese Fabel, welche sich sofort als aus Petronius geschöpft darstellt, fehlt, wie gesagt, in allen bekannten Handschriften des Phädrus. Allerdings ist im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Neapel ein s. g. *Codex Perottinus* zum Vorschein gekommen, welcher auch eine Fabel im Versmaaß des Phädrus enthält, die die Petronische Matrone von Ephesus behandelt. Eine Vergleichung dieser Fabel (*ed. L. Mueller p. 75. 76*,

(*Oeuvres ed. Naigeon IX, 119*): „Ich, wie schon Viele vor mir, schließe eben daraus — wie aus zahlreichen andern Gründen — auf die Unächtheit eines »Phädrus« zur Zeit der ersten Kaiser. Die erste Erwähnung der Fabeln des Phädrus findet sich bei Avianus (Ende des 4. Jahrhunderts); der bei Martial (geb. um 40 n. Chr., † Anfang des 2. Jahrhunderts) erwähnte Phädrus (*II*, 20 und 21) kann nicht der Fabeldichter sein, wie die Stelle selbst lehrt.

mit der obigen des Romulus ergiebt aber zur Evidenz, daß die des letzteren nicht die Prosaauflösung dieser Perottinischen Fabel ist. Jener s. g. *Codex Perottinus* nun ist eine vom Bischof Niccolò Perrotto — *Nicolaus Perottus Pontifex Syppontinus* — († 1480) für seinen Neffen Perrhus zu dessen Uebung im Lateinischen angefertigte Gedichtsammlung, wie er für denselben auch eine Grammatik verfaßt hat. Ich besitze ein Exemplar dieser »*Regulae Syppontinae*«, gedruckt Venedig 1495. (Das Werk heißt sonst *Rudimenta grammatices. Editio princeps Romae 1473.*)

Der somit ganz junge »Codex« enthält

36 Fabeln des Avienus;

32 bereits in den bekannten Handschriften stehende Fabeln des Phädrus;

32 anonyme Fabeln, ebenfalls in Jamben;

65 Verse aus Prudentius;

45 anonyme kleinere Gedichte.

Der Bischof von Manfredonia sagt im Prolog:

Non sunt hi mei, quos putas, versiculi
Sed Aesopi sunt et Avieni et Phedri
. . . . . .
Saepe versiculos interponam meos.

Die unter jenen anonymen 32 Fabeln befindliche Fabel *Mulier vidua et miles* kann hiernach entweder von Perrotto selbst sein, oder einem spätlateinischen, sonst unbekannt gebliebenen Aesop angehören, oder endlich wirklich von Phädrus sein. Auch im letztern Falle würde nach dem oben (S. 40, Anmerkung) Ausgeführten die fragliche Fabel immer nur von dem späteren Phädrus aus dem früheren Petron entlehnt sein.

In der Form, in welche Romulus die petronische Geschichte von der Wittwe gegossen, hat sie, bei dem beispiellosen Anklang, den seine Fabeln fanden, den Gipfel der Popularität erreicht, und die Handschriften

wie gedruckten Ausgaben in Frankreich, Deutschland, Italien und England sind zahllos.

Der nächste, welcher den Romulus in elegischem Versmaß umarbeitete, war ein Ungenannter, der gewöhnlich nach einem seiner Herausgeber der Anonymus des Nevelet genannt wird: «*par un singulier oubli bibliographique*» wie Edélestand du Méril sagt (*Poésies inédites du moyen âge précédées d'une histoire de la fable ésopique. Paris 1854*). Denn es gab allein im 15. Jahrhundert schon über 24 verschiedene Editionen, während die des Nevelet erst Anfang des 17. Jahrhunderts erschien (*Mythologia aesopica, Francofurti 1610*, mit Holzschnitten von Virgil Solis u. A., neue Titelauflage: *Fabulae variorum auctorum etc. Francofurti 1660*).

In Wolfenbüttel wird eine Handschrift dieses Anonymus aus dem 13. Jahrhundert aufbewahrt. Das Vorhandensein mehrerer Handschriften des Anonymus, wie auch einer sehr alten des Romulus auf der dortigen Bibliothek gab schon Lessing Anlaß, sich mit den einschlagenden Fragen zu beschäftigen. In seiner periodischen Schrift «Zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel | Erster Beytrag | Von Gotthold Ephraim Lessing | Braunschweig 1773» theilte er S. 43—82 eine bibliographische Untersuchung «Romulus und Rimicius» mit und über einer weiteren Abhandlung «der Anonymus des Nevelet» ereilte ihn der Tod. Das unvollendet gebliebene Manuskript der letzteren gab Eschenburg erst nach Lessings Tode heraus (a. a. O. Fünfter Beytrag [Braunschweig 1781] S. 43—58).

Lessing wirft hier die Vermuthung hin, der Anonymus könne wohl mit dem Alanus identisch sein: er kam um so eher auf diesen, weil in einem, von mir eingesehenen Wolfenbüttler Codex des Anonymus dem letzteren zwei Handschriften vorangehen: *Alanus de planctu naturae* und *Alani proverbia*. Und zwar eröffnet Alanus diesen Codex. Wenn daher Oesterley (a. a. O. S. XXIV) meinte: der von Lessing dem Verfasser

beigelegte Name Alanus finde nur darin ſeine Erklärung, daß die Ueberſchrift des franzöſiſchen Pſeudet laute «*Compilacio Yſopi alata cum Avionetto*», und ſomit ſeinem berühmteſten Kollegen den Vorwurf der Flüchtigkeit machte — ſo freue ich mich, daß mir hier eine kleine Rettung Leſſings geglückt iſt.

Uebrigens iſt es ziemlich gleichgültig, wie der Verfaſſer dieſer Diſtichen geheißen hat. — Unſre Fabel iſt daſelbſt die 48ſte und «*De Milite & Femina*» überſchrieben. Nevelet ſagt in den Anmerkungen zu ſeiner Ausgabe: «*Iepidissima haec fabula ex Petronio desumpta est.*» Aber der Anonymus war in der Unſittlichkeit noch einen großen Schritt über ſeine Quelle hinausgegangen: bei ihm endet die Fabel

Hunc merito succumbit eques, succumbit amori
Illa novo, ligat hos firmus amore thorus.

Petron ließ das weitere Schickſal der Wittwe unentſchieden, ebenſo Romulus, aber der Anonymus läßt den Soldaten die Wittwe, wegen des Verdienſtes das ſie ſich um ihn erworben, heirathen!

Sowohl der Romulus als ſein «poetiſcher» Bearbeiter gehören, aller Vermuthung nach, Frankreich an. Frankreich erzeugte auch zu Ende des 12. und bis ins 14. Jahrhundert hinein jene Fabliaux, von denen ihr Herausgeber Le Grand d'Auſſy treffend ſagt: «Wir finden daſelbſt Meinungen, Vorurtheile, Sitten, die Art und Weiſe, wie man ſich gewöhnlich unterhielt, wie man Liebſchaften anknüpfte und fortführte; mit einem Worte Alles findet man dort und Vieles nur dort.» Er rühmt die Herzenskenntniß, Naivetät und Wahrheit dieſer Dichtungen. (Dunlop-Liebrecht, S. 205. 206.)

Wenn ſie durch jene lateiniſchen Fabeln angeregt waren, ſo haben dieſe reizenden Blüthen des altfranzöſiſchen Geiſtes ihr Vorbild in der That weit hinter ſich gelaſſen.

Nicht weniger als drei erzählen die Geschichte unsrer Wittwe.

Zwei derselben theilt der Akademiker Dacier mit in seiner Abhandlung *Examen de l'histoire de la matrone d'Ephèse. Lu le 20. juin 1773* (*Memoires de l'Academie* [Paris 1780] p. 423 ff.).

Der Eingang beider ist ganz mit dem Romulus übereinstimmend, ebenso Mitte und Schluß des einen, zu dem andern aber sind ganz neue Details hinzugekommen. Hier wird ein Zwiegespräch zwischen der Dame und dem Ritter wiedergegeben, nachdem sie sich bereit erklärt hat, ihren todten Mann an dem Galgen die Stelle des gestohlenen Räubers einnehmen zu lassen. Der Ritter erklärt ihr: lieber wolle er sterben als den Todten anführen; worauf sie allein den Leichnam zum Galgen schleppt. Er geht hinterher. Dann bemerkt er, der Räuber habe an der Stirn eine große Wunde von zwei Pfeilen herrührend gehabt. Sie bittet, er möge ihrem Mann mit seinem Degen die selben Wunden zufügen. Und als er dies ebenfalls nicht wagen will, nimmt sie den Degen und schlägt zu. Mit dem allgemeinen Moralspruche: hieraus könne man ersehen, welches Vertrauen die Todten auf die Lebenden setzen könnten, schließt das Fabliau.

Das dritte, nur die erste Hälfte unsrer Geschichte behandelnde Fabliau hat die Ueberschrift: *De celle qui se fist fouitre sur la fosse de son mari* (*Barbazan et Meon, fabliaux et contes. Paris 1808. III, 462* und A. Keller, Einleitung zu seiner Ausgabe der »Sept Sages« [Tübingen 1836] *S. CLXIII.*).

Eine Frau in Flandern will das Grab ihres Mannes nicht verlassen. Ein Ritter und sein Knappe gehen vorüber und beobachten ihre Trauer. Letzterer wettet mit seinem Herrn, er werde sie verführen. Er geht zu der Frau und klagt ihr: er habe seine Geliebte durch die Heftigkeit seiner Liebkosung umgebracht. Sie wünscht hierauf auch von ihm so umgebracht zu werden, da ihr das Leben verhaßt sei. Der Ritter sieht von ferne lachend zu.

Von den ſo überaus populären Fabliaux wurden viele von den Geiſtlichen ins Lateiniſche überſetzt, um ſie als praktiſche Nutzanwendungen in ihren Predigten anzubringen. (*Thomas Wright, a history of Caricature and Grotesque in Literature and Art.* [*London 1875*] *p. 112.*) Eine Auswahl dieſer kurzen lateiniſchen Proſaerzählungen hat derſelbe hochverdiente Gelehrte (der Entdecker der einzigen Handſchrift der *Cnouvelles nouvelles*) herausgegeben: *Latin stories from MSS of the Thirteenth and Fourteenth Centuries. Printed for the Percy Society. London 1842.* Unſre Fabel findet ſich daſelbſt S. 156.

Einen Einblick in die Predigten-Werkſtätte eines beſtimmten Individuums gewährt das Werk, »*Anecdotes historiques, légendes et apologues du recueil inédit d'Etienne de Bourbon Dominicain du XIIIe siècle, publiés pour la société de l'histoire de France par A. Lecoy de la Marche. Paris 1877.*« Stephanus de Borbone, »*in ordine Fratrum Praedicatorum minimus*«, iſt zwiſchen 1190—1195 geboren und im Kloſter zu Lyon 1261 geſtorben. Das obenaufgeführte Werk iſt ein Auszug aus ſeinem »*Tractatus de diversis materiis praedicabilibus*«, auch genannt »*Tractatus de septem donis Spiritus Sancti*«.

Im Prolog zählt er die Quellen auf, aus denen er geſchöpft, darunter »*de libro quodam Exemplorum vulgalium et aliorum magistri Jacobi de Vitriaco, Tusculani episcopi cardinalis*«. Jakob de Vitry, ſein Zeitgenoſſe, iſt ſeine Hauptquelle. Von ihm hat er auch unſre Fabel:

»*Item idem magister Jacobus qui supra: Cum quedam mulier sepelisset virum, nolebat recedere a sepulcro, in fletu perseverans. Quidam magnorum parentum, justicia exigente, suspensus fuerat prope; quem sub periculo vite rex eidam precepit custodire, ne parentes eum raperent. Sed dum iuisset ad potandum, cum rediret, invenit eum sublatum; et, cum flens timore regio transiret per cimiterium ubi erat in tumba lapidea vir sepultus dictus, mulier ibi flens querit causam tanti luctus et audit, et, videns eum elegantem aspectu, querit*

quid faceret pro eo, qui eum a regis potestate eriperet et divitem faceret. Respondit quod quicquid posset, et illa: 'Jura mihi quod duces me in uxorem, si hoc fecero.' Quo faciente, tradidit ei corpus viri suspendendum pro alio, et, ducens eam in uxorem, omnia bona viri ejus possedit.» (A. a. O. p. 395.)

Eine Variante aus der ſelben Zeit druckt Lecoy ebendaſelbſt nach einem Manuſkripte von Tours ab:

«Mulier quedam, mortuo marito, noluit recedere a tumulo. Quam videns miles, custodiens prope locum latronem, ad eam accessit et mulier ejus voluntati obedivit. Et cum rediret et latronem sublatum inveniret, redit ad ipsam, dicens quod totum amiserat. Que ait: Absit; maritus meus rectus et recens est; suspendemus eum loco ejus. Qui cum portarent, ait miles: Unicum pedem habebat. Que statim pedem abscidit. Paulo post: Monoculus erat. Que statim eruit oculum. Post: Calvus, inquit, erat. Que statim depilavit eum. Ideo in amore mulieris non est confidendum aliqui.»

Aber nicht nur die namenloſen Trouvere, und nach ihnen die predigenden Mönche, auch die franzöſiſchen Kunſtdichter dieſer Zeit bemächtigten ſich des Stoffes. So dichtete die im 13. Jahrhundert in England lebende Marie de France einen Yſopet, für den ſie ſich ihrer Angabe zufolge einer auf Geheiß des Königs Alfred von England († 901) gefertigten Ueberſetzung des Romulus bediente:

Ici vus Alvrez qui mult l'ama
Le translata puis en anglais
Et jeo l'ai mise en françois.

Unſre Geſchichte iſt daſelbſt unter Nr. 33 zu finden.

Ein anderer Yſopet von einem ungenannten franzöſiſchen Dichter, um 1333, iſt dagegen eine metriſche Bearbeitung des Anonymus des Nevelet. Unſre Fabel wurde aus dieſer auf der *Bibliothèque nationale* zu Paris aufbewahrten Handſchrift zuerſt bekannt gemacht in dem Werke *Fables*

inédites des XII, XIII, et XIV. siècles etc. Par A. C. M. Robert [*Paris 1825*] *II, 424.*

Aus dieſem Nöpet nahm Euſtache Deschamps die Fabel, mit zahlreichen Varianten, als «*Exemple contre ceulx qui se fient en amour de femme*» in ſein großes Werk *Le miroir de mariage* auf. Deschamps iſt in den erſten Jahren des 14. Jahrhunderts geboren und ſtarb erſt im Anfang des 15. (Siehe *Poésies morales et historiques d'Eustache Deschamps. Par G-A. Crapelet* [*Paris 1842*] *p. IV. 210.*) Auch er läßt alſo, wie der Anonymus, den Soldaten die Wittwe heirathen:

Qu'elle ainsi de mort le garda,
Si la print puis par mariage.
Or ne sçai-je s'il fist que sage,
Autant pot-il de soi attendre
Comme du premier qu'el fist pendre.

Der Dichter zweifelt freilich ob ſein Chevalier weiſe daran thut, da es ihm ſpäter am Ende ähnlich ergehen könne wie dem erſten Mann. Aber in dieſem beſcheidenen Skrupel erſchöpft ſich auch ſeine Moralität.

Eine andre und zwar wörtliche Ueberſetzung der Fabeln des Anonymus lieferte der franzöſiſche Mönch Julien Machaud: «*Les Fables de Esope translatees de latin en françoys ..... Par reverend docteur en theologie frere Julien des augustins de Lyon ... 1484.*

Auf den Romuluskreis iſt auch ein mit dem Nöpet von 1333 ungefähr gleichzeitiges franzöſiſches Reimwerk zurückzuführen: *Le livre de Matheolus.* Der Verfaſſer dieſes Buches lebte von 1260—1320 und ſchrieb lateiniſch. In franzöſiſche Verſe goß es um Jehan Le Fevre de Thérouane um 1340, die erſte gedruckte Ausgabe erſchien zu Paris 1492. Unſre Geſchichte ſteht daſelbſt *fol. 15 verso* und iſt durch einen Holzſchnitt illuſtrirt, welcher darſtellt, wie die Wittwe den Leichnam ihres Gatten mit einem

Strick auf den Galgen emporzieht, während der neue Liebhaber zusieht. Der letztre sagt: sie verdiene verbrannt zu werden, und verläßt sie.

Robert (a. a. O.) entdeckte unsre Fabel auch in dem merkwürdigen Buche des Gratian Dupont «*Controverse des sexes masculin et féminin. Toulouse 1534*». Der Autor nennt unter seinen Quellen auch Matheolus. Mit dem Manne, der eine Wittwe heirathet, geht er sehr streng ins Gericht:

Qui veufve prend: il se faict quasi infame
De bresce est dict: se me semble bigame.

fol. 103.

In Deutschland übersetzte als der erste Ulrich Boner aus Bern (um 1330) den Anonymus des Nevelet in seinem Buche «der Edelstein», zuerst gedruckt zu Bamberg bei Albert Pfister 1461. Unsre Fabel ist die 57^te^. Boners angehängte Moral ist eine seichte Aufzählung, wie viel Unheil die Frauen schon angerichtet hätten, Troja zerstört, Salomon geschändet, u. s. w.

Eine niederdeutsche Bearbeitung wurde gemacht durch den Dechanten Gerhard von Minden, im Jahre 1370, der sich wie Marie de France auf König Alfred von England als seine Quelle beruft. (Oesterley, Romulus, S. *XXVII.*) Und einen zweiten niederdeutschen Aesop, eine Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, verwahrt die Bibliothek zu Wolfenbüttel. Beide enthalten die Wittwe, bei Gerhard steht sie Nr. 27 (Ausgabe von Seelmann [1878]) und im Wolfenbüttler Codex Nr. 51 (Ausgabe von Hoffmann [1870]).

Zu Ende des 15. Jahrhunderts gab der Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm eine neue deutsche Uebersetzung heraus: *Aesopi vita et fabulae cum fabulis Aviani ac Poliziani, Alderoni, Poggii facetiis. Latine et germanice.* «Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu ulm» (o. J.: Ebert's bibliographisches Lexikon setzt den Druck vor 1480.) Auf die «*fabula de muliere*

et marito mortuo», aus Romulus, folgt die deutsche Ueberſetzung, auf dieſe die Diſtichen des Anonymus. (Herausgegeben von Oeſterley, Stuttgart 1873, S. 152: Nr. 49.) Bei Steinhöwel hat der geſtohlene Räuber eine Glatze, wie im Manuſkript von Tours. Die Wittwe reißt daher ihrem todten Mann mit Händen und Zähnen die Haare aus! Beſtraft wird ſie nicht.

Nach Steinhöwel erneuerte die Fabel im 19. Jahrhundert Ludwig Aurbacher in ſeiner anonymen Schrift «Ein Volksbüchlein» (Zwei Theile. München 1827 und 1829) unter dem Titel «Von der Weiber Lieb' und Treu».

In Italien wurde die Fabel, nach d'Ancona (*Studj di critica e storia letteraria* [Bologna 1880] p. 124) wiederholt in folgenden Bearbeitungen: im *Esopo ſenese* no. XLIX, im *Esopo Riccardiano* no. XVI, im *Esopo lucchese* no. XXXI, im *Esopo ed. Ghivizzani* no. XLIII (die genaueren Titel der einzelnen Ausgaben in Panzani's und Paſſano's bekannten bibliographiſchen Handbüchern). Ferner ſteht ſie in *Aesopi fabulae, carmine elegiaco redditae cum italica versione Accii Zuchi per rhythmos dispositae. Veronae 1479.* Accio Zucco gab unſre Fabel (Nr. 49) in zwei Sonetten wieder, von denen das zweite die Moral enthält! Die ſelbe Zwangsjacke iſt auch allen übrigen Fabeln angezogen. — In Proſa begegnet ſie wieder in *Aesopi vita et fabulae latine cum versione italica et allegoriis Fr. Tuppi. Neapoli 1485* (no. 40).

In Spanien erſcheint ſie in den «*Ysopo fabla*» (*Burgos 1496*) unter Nr. 49, in den Niederlanden im «*Esopus. Delft 1498*» (Nr. 49).

Hierher gehört endlich auch die jüdiſche Behandlung unſrer Geſchichte (Vgl. Reinhold Köhler, Jahrbuch für romaniſche Litteratur. *VIII*, 407, den d'Ancona a. a. O. ungenau citirt).

Als den erſten wirklichen Fabeldichter der Juden führt Edeleſtand du Méril (a. a. O. p. 27) den Berechja ben Natronai, genannt ha-Nak-

dan, an, welcher, wahrſcheinlich in der Provence, im 12. oder 13. Jahrhundert lebte. Seine Miſchle ſchualim (Fabeln der Füchſe) wurde 1557 in Mantua gedruckt und von Melchior Hanel ins Lateiniſche überſetzt: *Parabolae vulpium Rabbi Barachiae Nikdani. Pragae MDCLXI.* Nach d'Ancona ſteht hier unſre Fabel von der Wittwe *p.* 193.

Sodann kommt ſie im Maaſſebuch vor, welches ſeinerſeits auf dem Toſafot, den Talmudauslegungen der nordfranzöſiſchen Rabbinenſchule (12. Jahrh.) beruht, und ſpeciell auf dem Toſafot zu Traktatus Kidduſchin, Kapitel Eſdre jochaſin *fol* 81*b*. Das Maaſſebuch, ein jüdiſch-deutſches Werk, d. h. deutſch im Judendialekt mit hebräiſchen Charakteren geſchrieben, erſchien gedruckt zuerſt Baſel 1602, eine ſpätere Ausgabe kam in Wilmersdorf o. J., eine dritte in Rödelheim 1753 heraus. Unſre Fabel ſteht daſelbſt im Kapitel 108. Deutſch gab ſie Chriſtoph Helvicus wieder: »Ander Theil Jüdiſcher Hiſtorien oder Thalmudiſcher, Rabbiniſcher, wunderbarlicher Märchen. Gieſſen 1617«. Eine genauere Umſchrift nach der Wilmersdorfer und Rödelheimer Ausgabe unter Beibehaltung des Judendialekts lieferte Max Grünbaum in ſeiner »Jüdiſch-deutſchen Chreſtomathie. Leipzig 1882«, S. 405.

Ich laſſe die Geſchichte nach Helvicus' Text (S. 104, *no.* XXVIII) hier folgen:

»Von einer Frawen, die ſehr trawerte vmb jhren verſtorbenen Mann.

Es war einmal ein Fraw, die gelub ſich gar vbel aber jhres Mannes Todt, gieng allezeit auff das Begrabniß, vnd heulete, vnd bleibe auch offt vber Nacht drauß. Nun war nicht weit darvon eben ein Hüter beſtellt, der ſolte acht haben, daß kein Dieb vom Galgen geſtolen würde, denn es war gar ernſtlich von der Obrigkeit verboten. Derſelbige gieng einsmals hin, vnd wolt die Fraw tröſten, daß ſie nicht ſo kläglich thun ſolt, vnnd redet jhr ja ſo freundlich zu, daß ſie ein Pact mit einander troffen, vnd ſchlieffen bey einander. Vnterdeſſen wird ein Dieb von ſeiner

Freundſchafft geſtollen vom Galgen. Wie nun der Hüter wider kam, vnd ſahe, daß jhm einer geſtohlen ward, erſchrack er gar ſehr, vnnd wuſt nicht wie er jhm thun ſolt, denn er muſt ſich beſorgen, er möcht an deß Diebs Statt gehencket werden. Aber die Fraw ſprach, ſey du nur wolgemuth, wir wollen der Sachen wol rathen. Wir wollen mein verſtorbenen Mann an die Statt hencken. Vnd halff alſo dem Hüter jhren eigenen Mann auß dem Grab ſchleppen, vnd an Galgen hencken, daher kompts, das man ſpricht, die Weiber haben leichte Sinn, die laſſen ſich bald vberreden.

Ob ich laß ich in ſeinem werth vnnd vnwerth berulen, Es mag war ſein, es mag auch nicht war ſein.»

Grünbaum bemerkt, daß der Kommentar Tosafot die Geſchichte zur Erklärung eines in der bezüglichen Talmudſtelle flüchtig erwähnten Ereigniſſes erzähle.

Wir erkennen leicht, daß auch dieſe jüdiſchen Verſion aus der petroniſchen Quelle oder ihren Ausflüſſen abgeleitet iſt.

§ 5.

Bis zum Ende des elften Jahrhunderts iſt Alles was im Abendland an Fabeln und Novellen umging, auf den Einfluß der antiken römiſchen und der durch dieſe vermittelten griechiſchen Litteratur zurückzuführen, hinter denen freilich, ohne daß man es wußte, die orientaliſche ſtand. Seit dem Anbruch des zwölften Jahrhunderts aber, nachdem am 15. Juli 1099 Jeruſalem durch die franzöſiſchen Kreuzfahrer erobert worden, beginnt der Orient in direkteſte Verbindung mit dem Occident zu treten, und wie die Handelsprodukte vom Oſten zum Weſten wanderten, ſo die Welt-

anſchauung und nicht an letzter Stelle die orientaliſchen Dichtungen, Novellen und Märchen.

Die franzöſiſchen Trouvères zogen zum heiligen Lande und ſogen begierig, wie einſt die römiſchen Kolonisten, die Fabeln und Märchen des Morgenlandes ein. Zu Hauſe ergötzten ſich dann die normänniſchen Barone auf ihren einſamen Schlöſſern an den Erzählungen der zurückgekehrten Sänger. Denn:

Usage est en Normandie
Que qui herbergiez est qu'il die
Fable ou chanson a l'hoste.

(*Le Sacristain de Cluny. Par Jean le Chapelain.* Vgl. v. d. Hagen, Geſammtabenteuer [1850] *III. p. LIII f.*)

Auch die Sprachſtudien, welche auf Anlaß der Kreuzzüge, namentlich in Montpellier, betrieben wurden, bewirkten die Einführung orientaliſcher Werke nach Frankreich.

Das wichtigſte und die Erzählungslitteratur der geſammten occidentaliſchen Welt ſeitdem gradezu beherrſchende Werk, welches vom fernen Oſten zum Weſten gelangte, war der Roman

Die ſieben weiſen Meiſter.

Auch dies Weltbuch nahm den Ausgangspunkt ſeiner Wanderung durch das Abendland in Frankreich. Der indiſche Titel des Buches, denn ſeine Heimath iſt Indien, lautet

Das Buch des Sindibad.

Die erſte, uns bis jetzt bekannte Erwähnung deſſelben findet ſich bei dem arabiſchen Geſchichtsſchreiber Mas'ûdi († 345 der Hedſchra = 956 n. Chr.). In Silveſtre de Sacy's Ueberſetzung (*Notices et Extraits de Mss. IX. t. 404*) lautet die betreffende Stelle: «*Après lui regna Courous. . . . Dans son royaume et de son temps vivait Sendabad, auteur du livre des*

Sept Visirs, du pédagogue, du jeune homme, et de la femme du roi. C'est l'ouvrage qu'on appelle le livre de Sendabad. Der König, von dem die Rede ist, ist Kurus oder Cyrus, dritter Nachfolger des von Alexander besiegten Porus.

Das indische Grundwerk ist bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden, aber von Domenico Comparetti in Pisa ist es in einer glänzenden Abhandlung (*Ricerche intorno al libro di Sindibâd. Milano 1869. Memorie del reale istituto lombardo vol. XI. II della serie III*) an der Hand der vorhandenen orientalischen Uebersetzungen in seiner allgemeinen Rahmenfabel,*) wie nach seinen einzelnen Bestandtheilen rekonstruirt worden.

Die Fabel ist kurz diese:

Ein König in Indien, Namens Kurusch, hat einen Sohn, den der Weise Sindibad unterrichtet. Nach Beendigung der Lehrzeit soll er zu seinem Vater zurückkehren, als Sindibad in den Sternen liest, daß seinem Schüler ein Unglück drohe, um demselben zu entgehen, dürfe er während sieben Tagen nicht sprechen. Eine der Frauen des Königs sucht den zurückgekehrten Prinzen zu verführen und zur Ermordung des Vaters zu bewegen. Der Prinz entgegnet ihr zornig, in sieben Tagen werde er ihr antworten. Die Königin klagt nun den Prinzen an, er habe ihr Gewalt anthun wollen, und sein Vater verurtheilt ihn zum Tode. Ein Wesir erreicht durch eine Erzählung von der Falschheit der Weiber, daß der König die Hinrichtung aufschiebt, die Königin durch eine gegentheilige Erzählung, daß der König wieder Befehl zur Hinrichtung giebt. Dies wiederholt sich an den folgenden sechs Tagen, so daß die Erzählungen weiterer sechs Wesire mit denen der Königin abwechseln — bis

*) d. h. eine ganze Reihe einzelner Novellen werden durch eine gemeinsame Grundfabel zusammengehalten, gleichsam umrahmt. «Darin liegt ein ganz eigenthümlicher Charakterzug der indischen Erzählungsliteratur, der sich in älteren authentischen Produktionen der persischen und arabischen Literatur nicht findet.» (A. Keller, Directorium Vitae humanae. Tübingen 1847. S. 8.)

der achte Tag kommt, wo der Prinz wieder reden darf. Er enthüllt seinem Vater nun den wahren Sachverhalt, und die Königin wird bestraft.

Die gedachten Uebersetzungen des Werkes sind nun folgende:

1) Die älteste ist diejenige, welche Michael Andreopulos, auf Geheiß des Herzogs Gabriel von Melitene in Armenien, an der syrischen Grenze, in den letzten Jahren des elften Jahrhunderts, aus dem Syrischen ins Griechische, verfaßte. Die richtige, zweifellose Bestimmung der Abfassungszeit ist erst Comparetti gelungen. Die syrische Quelle des Andreopulos ist in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts in Berlin entdeckt und durch Baethgen herausgegeben: „Sindban oder die sieben weisen Meister. Leipzig 1879." Die andern Uebersetzungen sind erheblich später, nämlich

2) die hebräische Mischle Sandabar, wahrscheinlich übersetzt von dem Uebersetzer der Kalila we Dimna Rabbi Joel, aus dem Arabischen, 1350;

3) die ältere arabische, vertreten durch die spanische *Libro de los enganos et los asayamientos de las mugeres*, aus dem Arabischen im Jahre 1253 übersetzt;

4) die persische Tûti-nâmeh von Nachschebbi († 1329);

5) die persische Sindibâd-nâmeh, mittelbar aus dem Arabischen, 1375;

6) die jüngste, arabische „Sieben Wesire", um 1500 Nacht.

Zur Familie des Sindibad-Buches gehören auch zwei arabische Werke von nicht hohem Alter: *a*) Die zehn Wesire,

b) Die vierzig Wesire,

aber sie bilden nur ihre sporadischen Glieder (Comparetti a. a. O. *p.* 8).

So wenig wie der indische Sindibad ist bis jetzt die älteste Gestalt der abendländischen Bearbeitungen des Buchs der sieben weisen Meister aufgefunden worden. Aber wir sind durch neuere deutsche und französische

Forſchungen doch auf die richtige Spur zur Erſchließung dieſes abendländiſchen Grundwerkes geführt worden.

Als die älteſte Geſtalt deſſelben hatte früher allgemein die lateiniſche *Historia septem sapientum* gegolten, für deren Verfaſſer man den Ende des 12. Jahrhunderts lebenden Mönch Dam Jehan von Haute Seille (*Joannes de Alta Silva*) hielt. Dieſer letztere langjährige Irrthum iſt jetzt durch Muſſafia's und Oeſterley's Entdeckung des wahren lateiniſchen Textes des Mönchs von Alta Silva für immer beſeitigt. (Siehe unten S. 61). Damit fällt auch das Hauptargument für das hohe Alter der *Historia septem sapientum*. Ihre ſpäte Abfaſſung zu erweiſen kamen aber neue Gründe hinzu. Die *Historia* erſcheint oft im Auszuge in die Handſchriften der ihr durch die Schlußmoralen ähnlichen *Gesta Romanorum* eingefügt. Die *Gesta Romanorum*, „*ce singulier recueil où des histoires de toute provenance sont munies d'une moralisation plus ou moins mystique*", ſind Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt und jedenfalls älter als die *Historia septem sapientum*. Das älteſte Manuſkript der *Gesta* nun, welches den Auszug aus der *Historia septem sapientum* enthält, iſt von 1377. Die Abfaſſung der *Historia* ſetzt daher Gaſton Paris um etwas früher, nämlich um 1330. (*Deux rédactions du roman des Sept Sages de Rome* [Paris 1876] p. XXXIX.)

„Man hatte bisher, ſeit Loiſeleur Deslongchamps (*Essai sur les fables indiennes et leur introduction en Europe*. Paris 1838), angenommen, daß die *Historia septem sapientum* auf den hebräiſchen Miſchle Sandabar des Rabbi Joel beruhe." Mit der von Gaſton Paris erſchloſſenen Zeit der Abfaſſung der *Historia* würde dieſe Anſicht nicht im Widerſpruch ſtehen,

* Ebenſo wie erwieſenermaßen Johannes von Capua (in den Jahren 1263—1278) eine lateiniſche Ueberſetzung des — von dem ſelben Rabbi Joel (1250) ins hebräiſche übertragenen — Kalila we Dimna gemacht hat, welches „*Directorium humanae vitae*" dann auf Geheiß des Grafen Eberhard von Württemberg Ende des 15. Jahrhunderts ins Deutſche überſetzt wurde („Das Buch der Beyſpel der alten Weyſen" o. O. & J.; zuerſt wiederholt Ulm 1483).

denn die Muſchle Sandabar ſind, wie wir geſehen, um 1250 (zur ſelben Zeit wie das hebräiſche Kalila we Dimna) verfaßt. Auch ließ ſich dafür anführen, daß vier Erzählungen des Sandabar, wenn auch modificirt, in der *Historia* wiederkehren, und in einer derſelben (*avis*) der redende Vogel von dem eiferſüchtigen Ehemann in hebräiſcher und lateiniſcher Sprache unterrichtet wird, was auf ein hebräiſches Original der lateiniſchen Bearbeitung in der That hinweiſen könnte. (Vgl. Landau, Quellen des Dekameron [Stuttgart 1884] S. 50.)

Gaſton Paris hat jedoch dem gegenüber den Nachweis unternommen, daß die *Historia septem sapientum* die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Textes ſei, und zwar derjenigen Proſahandſchrift, welche auch als Vorlage der italieniſchen Ueberſetzung gedient hat (»*Il libro dei sette savj di Roma. Pisa 1864*« *ed. A. d'Ancona*). Dieſer franzöſiſche Proſatext A iſt nämlich in ſeiner letzten Hälfte die Proſaauflöſung derjenigen rhythmiſchen franzöſiſchen Verſion aus dem 13. Jahrhundert [nach 1284], welche, wie S. 15 erwähnt, A. Keller unter dem Titel »*Li Romans de sept Sages*« herausgegeben hat: V. In ſeiner erſten Hälfte weicht A indeſſen von V völlig ab und ſtimmt dagegen mit den von Leroux de Lincy herausgegebenen, ebenfalls dem 13. Jahrhundert angehörigen Proſatexten überein: L. Der franzöſiſche Bearbeiter von A hat folglich aus zwei verſchiedenen Vorlagen *Eine* hergeſtellt. Die in A ſtattgehabte Proſaauflöſung von V und überhaupt die Zuſammenarbeitung der beiden franzöſiſchen Texte L und V *kann* aber *nur* von einem Franzoſen herrühren, muß nothwendigerweiſe franzöſiſch, direkt nach franzöſiſcher Vorlage gemacht ſein. Wenn daher, wie Paris nachweiſt, die *Historia VII sapientum* mit A übereinſtimmt, ſo iſt hiermit *bewieſen*, daß ſie die *Ueberſetzung* der Handſchrift A iſt. (G. Paris a. a. O. *p. XVIII f. XXXI.*)*

* Der dagegen von Landau (a. a. O.) erhobene Einwand, daß die 1492 in Genf gedruckte franzöſiſche Ueberſetzung ja überſetze eine wörtliche Ueberſetzung der *Historia* ſei, was richtig

Der französische Gelehrte glaubt nun, daß die *Historia* in Frankreich verfaßt sei. In England könne sie nicht verfaßt sein, weil von dort gar keine Handschrift der *Historia* bekannt sei, auch die englischen Handschriften der *Gesta Romanorum* niemals die *Historia* inserirt hätten. Eher könne man geneigt sein, den Uebersetzer in Deutschland zu suchen. Er weist dies aber deshalb ab, weil in Deutschland französische Texte um 1330 nicht nachgewiesen seien, Deutschland ihm also eine französische Vorlage nicht habe liefern können. Der letztere Grund scheint mir nicht stichhaltig: ein Deutscher, der ein fremdes Werk ins Lateinische übersetzen will, verschafft sich eben dies fremde Werk aus dessen Heimath oder übersetzt es dort und bringt es seinen Landsleuten nur zurück. Sehr viele Gründe sprechen nur meines Erachtens dafür, Denjenigen, welcher die *Historia septem sapientum* abfaßte, in der That in Deutschland zu suchen. In Paris befindet sich nur eine Handschrift der *Historia*, in Deutschland vier (1 in Berlin, 1 in Wien, 1 in München, 1 in Colmar), außerdem eine in Rom. Alle sind aus dem 15. Jahrhundert. Der erste Druck der *Historia* ist ebenfalls ein deutscher: «*Incipit Historia Septem Sapientum Romae*» o. O. & J. («*attribué aux presses de Jean Veldener à Cologne vers 1471*» *Graesse, Trésor*). Dann folgt ein Druck ebenfalls o. O. & J. in Antwerpen («*vers 1480*»). Die erste datirte Ausgabe ist ebenfalls deutsch: «*Historia Sept. Sap. Romae. Coloniae 1490.*» Und im selben Jahre (6. November 1490) die *Historia Calummiae novercalis quae septem Sapientum inscribitur*» in Antwerpen. (Die *Calumnia* weicht, beiläufig bemerkt, von der *Historia* hauptsächlich nur durch Unterdrückung der Namen des Königs, seines Sohnes und der sieben Weisen ab.) Die erste zeilentreue deutsche Uebersetzung der *Historia* erschien sogar schon vor dem Druck des latei-

ist Paris einer so als solche selbst a. a. O. p. 55—205) — dieser Einwand besagt nichts. Es sind schon auffallendere *curiosities of literature* dagewesen. Man denke nur z. B. an unsern Modus. S. unten § 11.

nischen Originals: »Hienach volget ein gar schöne Cronck un hyſtori auss den Geschichten der Römer | Hyſtori von den syben weysen Meyſtern. | Augspurg, J. Bämler, 147[3].«

Dies die äußern Gründe; auf den schlagenden innern Grund für die Abfassung der *Historia* durch einen Deutschen komme ich später zurück (§ 111). Für jetzt kommt es nur darauf an, festgestellt zu haben, daß die *Historia Septem Sapientum* nicht das älteste abendländische Grundwerk sein kann.

Theodor Gräße bemerkte nun im *Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique Tome VI, première partie* (*Dresde 1865*) unter dem Artikel *Septem Sapientes* [*p. 363—367*] »*Je remarque ici, ce qui est resté inconnu à tous les savants, qu'un extrait de ce roman latin (le liber de septem sapientibus) se trouve déjà dans le livre intitulé: Scala coeli. Ulm. Joh. Zainer 1480. in fol. avt. Femina f. 87 verso et suiv.*«

Gräße verzeichnet an einer andern Stelle (*tome III* [*1862*]) die Editio princeps des letztgedachten Buches: »*Joannes Junior ord. praed. Scala Coeli* [*a la fin:*] *Anno dni MCCCCLXXXI Liber iste vocatus Scala coeli Lubec impressus explicit feliciter.* [*in fol. 241 ff.*] *Reprod. Ulm 1480. Argentor. 1483.*«

Auf die Entdeckung Gräße's, ohne sie weiter zu verwerthen, lenkte die Aufmerksamkeit Antonio Cavelli in seiner Ausgabe des »*Libro dei sette savi. Bologna 1864*« [*p. 84. 85.*]

Karl Goedeke machte jenen Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* zum Gegenstand einer eingehenden Studie in Theodor Benfey's *Orient und Occident, III, 3* (*1866*). Seite 385—423. S. 397 sagt er daselbst: »In Frankreich entstand denn auch die Bearbeitung, welche früher als die *Historia septem sapientum* im Druck erschien und die sich allen Forschern bisher entzogen hat.«

Indessen ist der Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* in der *Scala coeli* bereits lange vor Gräße und Goedeke entdeckt worden. In dem

Werke »El Cancionero de Juan Alfonso de Baena (siglo XV) ahora por primera vez dada a luz con notas y commentarios. Madrid, Rivadeneyra, 1851« erwähnt der Herausgeber p. 701 einer in Madrid befindlichen Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, welche enthält: »Novella que Diego de Canizares de latyn en romance declaró y trasladó de un libro llamado Scala Coeli. E la historia vulgar intitulada de los Siete Sabios de Roma.« (Siehe Mussafia, Beiträge zur Litteratur der Sieben Weisen-Meister, in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften [Wien 1868] S. 37 bis 118.)

Die Verwerthung dieser Entdeckung jedoch ist Goedeke's alleiniges Verdienst.

Der Verfasser des Auszuges aus dem unter diesem besondern Titel

LIBER DE SEPTEM SAPIENTIBUS

bisher ganz unbekannten Buche war, nach dem Prologus, der Dominikanermönch (»ordinis fratrum predicatorum«) Joannes Junior. Er führt in dem selben Prolog ein Verzeichniß der Schriften auf, welche er für sein Erbauungsbuch die *Scala coeli* excerpirte, indessen das *Liber de VII sapientibus*, wie übrigens auch andre ausgezogene Autoren, ist nicht darunter.

Die Stelle lautet in dem mir allein zugänglichen Ulmer Druck auf der Bibliothek der Brera in Mailand: »Gradus huius scale sunt diverse materie que secundum alphabeti ordinem conteruntur: que ne contemnantur a legentibus expono libros a quibus flores elegi . . Et vitas patrum Jero. et libris Dyalogorum Grego. et floribus sanctorum Jacob. de veragine. et historiis scolastice. et speculo exemplorum Jacobi de vitriaco. et glosa Jero. super bibliam. et summa fratris Vincentii. et libro magno de Donis spiritus sancti. et mariali magno. et libri de vita & perfectione fratrum prædicatorum. et alphabeto narrationum. Verum aliquid interdum inserui . . que ita conscripta non reperi: sed in prædica-

tionibus aliorum audivi. Nach dem Prolog folgt der erste Artikel: De Abstinentia. Der Artikel „Femina“ beginnt: „Femina multa mala inducit in nobis. Primo est virorum decepcina .... Item est omnis malicie inventrix. Legitur in libro de septem sapientibus quod fuit quidam imperator Drocletianus nomine ...“ Die Zeit, in welcher der Predigermönch diesen Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* machte, kann ziemlich genau festgestellt werden. Er widmet im Prolog seine Arbeit „patri Hugoni de coluberis sancte aquensis ecclesie prepositi“, diesen dabei als lebend anredend. Der Probst Hugo de Coluberis zu Aix lebte aber in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die älteren Quellen, aus denen Jeannes schöpfte, gehören, nach Goedeke, „sämmtlich“ der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, dies ist jedoch nicht genau, unser Kompilator schöpfte ja auch aus weit älteren Quellen, z. B. aus dem h. Hieronymus.

Wir sind indessen in der Lage, das Alter des *Liber de septem sapientibus* auf anderem Wege wenigstens annähernd feststellen zu können.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts verfaßte, wie bereits oben (S. 56) erwähnt, der Mönch Dam Jehan zu Haute Seille, einer am 26. Mai 1140 gegründeten Abtei der Diöcese Nancy, einen lateinischen Prosaroman unter dem Titel Dolopathos. Dieses Werk, dessen Existenz man bis vor wenigen Jahren nur aus der reimischen französischen Uebersetzung des Trouvère Herbers (Anfang des 13. Jahrhunderts, denn er widmet seinen Dolopathos dem Dauphin Louis, dem 1223 zur Regierung gelangten König Louis VIII. kannte, ist nunmehr, zuerst in Bruchstücken von Mussafia, sodann in einer vollständigen Handschrift von Oesterley, aufgefunden und von letzterem herausgegeben: *Johannes de Alta Silva Dolopathos sive de rege et septem sapientibus* Straßburg 1873. Herbers sprach von dem Verfasser seines Originals als von einem älteren Zeitgenossen: auf Grund des Widmungsschreibens des Dam Jehan an den Bischof Bertrand von Metz (1179—1212) ist die Abfassungszeit des

lateinischen Dolopathos jetzt fast bis auf das Jahr festzustellen. Die Abtei Haute Seille wurde nämlich 1184 der Diöcese Metz zugetheilt. Da nun die Widmung »unter dem begeisternden Eindruck einer ersten Begegnung, also jedenfalls kurz nach Unterstellung des Klosters unter den Krummstab des Bischofs Bertrand geschrieben« erscheint, so ist die Entstehungszeit des Dolopathos noch in das Jahr 1184 oder spätestens 1185 zu setzen. (Oesterley a. a. O. Einleitung, S. XI.)

Man hat bisher angenommen, da der Dolopathos — (trotz so starker Abweichungen von den Sieben weisen Meistern, daß eigentlich ein ganz neues Werk daraus geworden war) — doch das Skelett der Rahmenfabel und auch zwei in der *Historia septem sapientum* enthaltene Erzählungen darbietet, zwei andre derselben in eins verschmilzt, daß der Mönch von Haute Seille nach der *Historia* gearbeitet habe. Nach dem, was wir oben über das Alter der letzteren beigebracht, ist diese Annahme unhaltbar. Ebensowenig konnten die französischen *Sept Sages* (siehe oben S. 57) seine Quelle gewesen sein, denn die frühesten Handschriften derselben gehören erst dem 13. Jahrhundert an. Daß der Verfasser des Dolopathos auch nicht etwa nach der von den orientalischen Uebersetzungen allein in Betracht kommenden ältesten, dem *Syntipas*, gearbeitet, sondern eine europäische Bearbeitung des Sindibadbuchs benutzt hat, erscheint schon deshalb zweifellos, weil seine sämmtlichen Erzählungen, mit Ausnahme einer einzigen (*canis*), im *Syntipas* (wie auch in den übrigen orientalischen Texten) nicht vorkommen.

Hier tritt nun das durch Joannes Junior als vorhanden bezeugte *Liber de VII sapientibus* in die Lücke. Aus den bei Goedeke verzeichneten Erzählungen desselben hat der Dolopathos drei (*canis*, *gaza* und *puteus*). In einer Erzählung des Auszugs in der *Scala coeli* spielt ferner Virgilius (wie übrigens auch in der *Historia* und den französischen *Sept Sages*) eine Rolle, und grade Virgilius ist die Hauptperson im Dolopathos geworden.

(Vgl. Montaiglons Bemerkung in der Einleitung zu *Le Romans de Dolopathos ed. Charles Brunet et Anatole de Montaiglon. Paris, P. Jannet, 1856* und *Gaston Paris* in der *Romania* von 1873, p. 481 ff.)

Ist sonach, mit hoher Wahrscheinlichkeit, die Vorlage des Dam Jehan das *Liber de VII sapientibus* gewesen, so gewinnen wir dadurch den richtigen Standpunkt für das Alter des letzteren Buches: es muß spätestens vor den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts abgefaßt sein.

Hieraus würde dann weiter folgen, daß wir in den bereits oben S. 57 erwähnten, von Leroux de Lincy veröffentlichten Prosatexten der *Sept Sages* offenbar Uebersetzungen aus dem *Liber de VII sapientibus* haben. Dies behauptete bereits Goedeke, Gaston Paris stellte es zwar als nicht bewiesen hin, gab aber doch zu, es sei unmöglich, nicht die enge Verwandtschaft zu bemerken, die L (die Texte Leroux's) mit S (dem Text des Johannes Junior) verbinde. Die Anordnung der Erzählungen sei absolut identisch für die Erzählungen der Königin, die Erzählungen der Weisen boten einige, jedoch nicht bedeutende Abweichungen, die Scene sei bei beiden Rom, der Kaiser Diocletian u. s. w. (*Deux redactions etc.* S. XIf.) Größere Abweichungen von S bietet dagegen der ebenfalls oben (S. 57) gedachte Text der *Sept Sages* in Versen (V). Was endlich das Verhältniß des *Liber de septem sapientibus* zur *Historia septem sapientum* betrifft, so hat das erstere zwei Erzählungen, die der *Historia* fehlen, die letztere dafür zwei andre, die das *Liber de VII sapientibus* nicht hat, von inneren Verschiedenheiten in den einzelnen, gemeinsamen Erzählungen ganz abgesehen. Hiernach kann die *Historia* nicht etwa auf dem *Liber de VII sapientibus* beruhen. Daß beide indeß doch so viele Erzählungen gemeinsam haben, rührt sehr natürlich daher, daß das *Liber de VII sapientibus* wenigstens großentheils die Vorlage grade derjenigen französischen Prosatexte war, von welchen die *Historia*, nach Gaston Paris, nur die spätere lateinische Uebersetzung ist.

Aus welcher orientaliſchen Quelle hat nun das von uns vorausgeſetzte abendländiſche Grundwerk, das lateiniſche *Liber de VII sapientibus* geſchöpft?

Die Antwort iſt, geſtützt auf Comparetti's Unterſuchung, leicht und ſicher zu geben: nur der dem Ende des 11. Jahrhunderts angehörende Syntipas kann die Grundlage für das vor Ende des 12. Jahrhunderts anzuſetzende *Liber de VII sapientibus* geweſen ſein.

Ich ſage Grundlage: denn was die einzelnen Erzählungen betrifft, ſo hat der, wohl jedenfalls, wie Joannes Junior, in Frankreich zu ſuchende Bearbeiter des *Liber de VII sapientibus* nur vier aus dem Syntipas. Vom Syntipas finden ſich in Paris noch jetzt zwei Handſchriften, von denen die eine in Caffa in der Krim geſchrieben iſt. Sie iſt dorthin wahrſcheinlich über Trapezunt gelangt, welches Verkehr mit Caffa und Mitylene hatte. (Comparetti, a. a. O. p. 31.)

In dem *Liber de septem sapientibus* ſtand nun, nach dem Auszuge des oft genannten Dominikaners, auch unſre Novelle von der treuloſen Wittwe.

Hier könnte man auf den erſten Blick glauben, daß dieſe Novelle, als deren Heimathland ich bereits, aus ihrem Vorkommen in Geſtalt einer chineſiſchen Tao-Legende, Indien erſchloſſen hatte, und welche dann über Perſien und Kleinaſien nach Rom gelangt war, — jetzt zum zweiten Mal, auf Anlaß der Kreuzzüge, graden Weges aus dem Orient nach dem Occident gewandert ſei: denn das Buch von den ſieben weiſen Meiſtern, in deſſen älteſter europäiſcher Redaktion wir ſie finden, kam ja aus Aſien nach Frankreich. Allein die genauere Betrachtung der bis heute allein bekannten ſechs orientaliſchen Texte des Sindbadbuchs lehrt uns, daß in keinem von ihnen die Geſchichte von der Wittwe enthalten iſt.

Allerdings hatte Edouard Gautrier behauptet, daß unſre Novelle als »Geſchichte [des Seidenhändlers und ſeiner Frau] der Adieh« in den

zur Familie des Sindbadbuchs gehörenden Vierzig Vesiren stehe. (Siehe oben S. 36 und unten S. 72.)

Adalbert Keller (in der Einleitung der *Sept Sages p. CLIX*) führte ebenfalls als Versionen unsrer Novelle (die er »Trost der Wittwe« betitelt) folgende beiden auf:

I) Tausend und Eine Nacht. *VIII*, 555. 556. Nacht (Geschichte [des Seidenhändlers und seiner Frau] der Adileh).

II) Vierzig Vesire (Geschichte des Schneiders und seiner Frau Gülwendam).

Dann fährt er fort: »Von hier ging die Erzählung wohl nach China über. Die hierhergehörige Doppelerzählung ist von Père d'Entrecolles französisch übersetzt.«

Vorsichtiger drückte sich, zwei Jahre nach Keller, Loiseleur Deslongchamps (a. a. O. p. 162 Note) aus: »*Le conte du Tailleur et de sa femme dans l'Histoire de la Sultane de Perse et des Vizirs, traduite du turc par Petis de la Croix, et celui de Dhoumm dans le Vasa-Iumara-charita se rattachent peut-être à cette fiction (la Matrone d' Ephèse).*«

Dagegen wiederholte *Dr.* Marcus Landau 1875 die Keller'sche Behauptung: »Unter den 80 Erzählungen der Vierzig Vesire sind nur vier, welche sich auch in andern Bearbeitungen der Sieben Meister finden, nämlich: 'Redender Vogel', 'Probe der Männergeduld', 'Trost der Wittwe' und die 13. Erzählung des Erasto.« (Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle. Wien, L. Rosner. S. 177. 178: Nachträge und Verbesserungen zu den 'Quellen des Decameron'.) In die »zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage« der 'Quellen des Dekameron' von M. Landau [1884] ist S. 39, Note 1, die eben citirte Stelle wörtlich hinübergenommen. S. 304 daselbst sagt der selbe Landau: »Die [der achten Erzählung des Parthenius] verwandte Erzählung der 1001 Nacht von Adileh bildet den Uebergang zur 'Wittwe von Ephesus'.

Dagegen handelt die von Dhûmini im Dasakumara Tscharitra, in welcher Edgard Gutschmid die indische Quelle der treulosen Wittwe gefunden haben will, von einer Ehefrau und nicht von einer Wittwe.«

Hierzu bemerke ich:

1) Die Geschichte der Adileh ist aus den Vierzig Wesiren in die 1001 Nacht eingedrungen und ist, bis auf den Namen der Ehefrau, völlig identisch mit der Geschichte der Gülbendam, welche der Verfasser S. 29 seines Buchs aus den Vierzig Wesiren ausgehoben und schlechtweg als »Trost der Wittwe« bezeichnet hatte. S. 304 spricht er nur von einem »Uebergang« zur »Wittwe von Ephesus«.

2) Hätte Herr Landau im Jahre 1884, anstatt meiner ersten Auflage von 1871, diejenige von 1881 benutzt, so würde er gesehen haben, daß ich das von mir im Jahre 1871 begangene Versehen bereits 1877 verbessert und die Geschichte der Dhûmini nicht mehr, wie einst, durch Loiseleur verführt, als die Pariser unbekannte Quelle der treulosen Wittwe ausgebe.

3) Herr Landau würde aber insbesondere durch die Lektüre meiner »Treulosen Wittwe« von 1877 davon abgehalten worden sein, die Geschichte der Adileh mit derjenigen der Dhûmini, die ich daselbst in genauem Auszuge aus Pariser mittheile, in Gegensatz zu bringen. Beide handeln von einer Ehefrau und die beiden Geschichten sind identisch, d. h. die arabisch tinkische ist die Tochter oder das Kindeskind der indischen Erzählung im *Dasakumaracarita*.

Mit unserer Novelle von der treulosen Wittwe hat nun aber nicht nur nicht die Geschichte der Dhûmini, sondern haben ebensowenig die der Adileh und die der Gülbendam das geringste zu thun, trotz Gautier, Keller, Loiseleur und Landau. Um daher die durch diese Gelehrten herbeigeführte Konfusion gründlich und ein für allemal zu beseitigen, wird es gut sein hier nochmals zusammenzustellen:

a. die Geschichte der Dhûmini und die mit ihr [illegible] wesentlichen identische des Pantschatantra;

b. die Geschichte des jungen Schneiders und seiner Frau [Gûlbendam] aus den Vetzig Wesiren;

c. die Geschichte [des Seidenhändlers und seiner Frau] der Adileh aus [illegible] Nacht.

a.

Die Geschichte der Dhûmini.

Im Auszuge, nach Forbes's Uebersetzung (Fortsetzung [illegible] auf S. [illegible] aus dem [illegible]) Siehe den Text unter Gröbers vollständigem Auszug im Dritten Teile der Arbeit, a. a. O. p. 173. 174.

Dhûmini und deren Mann Dhanpâka wandern wegen einer Hungersnoth aus ihrer Heimath und treffen auf der Wanderung einen Menschen mit abgeschnittenen Füßen, Händen, Nase und Ohren, den Dhanpâka aus Mitleid verpflegt und mitnimmt. Als der Verstümmelte wieder wohlgenährt und vollsaftig geworden, sucht ihn Dhûmini zu verführen, während ihr Mann auf die Jagd gegangen war. Obwohl der Verstümmelte sie tadelt, ist er ihr doch zu Willen. Als Dhanpâka zurückkehrt, bittet sie ihn um Wasser für ihren von Kopfweh gequälten Kopf und

* Im Auszuge ist dieser indische Roman in Versen zuerst in Colebrooke's Miscellaneous-Ausgabe (Herausgegeben [illegible] publicirt worden, und bemerkt der Herausgeber in den Introductory Remarks über Bâna, den Dichter desselben: *«this distinguished poet, famous above all other Indian bards for the sweetness of his language and therefore ranked by Calidasa himself as a station may be credited, next to the fathers of Indian poetry, Valmiki and Vyasa, composed a pleasing story in harmonious verse under the title of Dasakumâracharita or adventures of the ten youths.»* Verschiedene einer englischen Uebersetzung erschienen in *Quarterly oriental magazine Calcutta* (Vol. [illegible] and VI. VIII.; ebenso in *Asiatic Journal* 1818, der hochromantische Verfolgungsgeschichte einer Frau durch einen Brahmanen. Eine vollständige Ausgabe des Textes besorgte Wilson (London 1845); ebenso Peiker (Bombay 1873). Eine französische Uebersetzung mit Supplement fand: *Le Dasa Koumara Tscharitra, roman par Dandi.* Paris 1847, als zweiter Band seines Werks *«Les Ternaire de Dandi, hymne, roman et poème»*.

9*

stößt ihn, als er sich bückt den Eimer emporzuwinden, in die Tiefe des Brunnens. Mit ihrem Verstümmelten wandert sie weiter und erwirbt sich im Königreich Avanti den Ruf einer treuen Gattin. Ihr erster Mann war jedoch gerettet, kam nach Avanti und ward eines Tages von Dhaimmi gesehen. Diese aber verklagt ihn bei dem Könige: »das ist der Bösewicht, von dem mein Mann verstümmelt wurde.« Der König befiehlt ihn hinzurichten. Dhanyaka fügt sich und erbittet sich nur als Gnade, daß der Verstümmelte als Zeuge zu der Hinrichtung zugezogen werde. Im letzten Augenblick stürzt dieser nun seinem ehemaligen Wohlthäter zu Füßen und gesteht alles. Der König läßt der Dhaimmi das Gesicht entstellen und verstößt sie aus ihrer Kaste unter die *Chapâḍa* (Hundefresser).

Ohne daß der Name der Helden genannt wird, steht die selbe Geschichte im Pantschatantra II. Buch, 5. Erzählung (in Benfey's Uebersetzung II, 103 ff.):

Um die ich meinen Stamm aufgab, mein halbes Leben eingebüßt diese verläßt liebelos mich: welcher Mann möchte Weibern trauen?

Das Krokodil sagte: Wie war das?

Der Affe erzählte:

Ein Brahmane hat seiner Frau zu liebe, die mit seiner Familie beständig Streit hatte, seinen Stamm verlassen. Auf der Wanderung, als er für sie nach Wasser gesucht, findet er sie todt bei der Rückkehr. Während er voll Verzweiflung jammert, hört er eine Stimme: wenn du die Hälfte des eigenen Lebens abgiebst, so soll deine Brahmanin leben. Er gelobt es und sie erwacht. (Darauf fällt ganz die nämliche Geschichte mit dem Krüppel vor wie im *Hitopadeça*. Nur die Lösung ist anders.) Als der Brahmane hingerichtet werden soll, sagt er zum König: Majestät, sie hat etwas empfangen, welches mir gehört, befiehl daß sie es mir zuvor zurückgebe.

Sie: Ich habe nichts empfangen.

Er: Gieb mir die Hälfte meines Lebens zurück, die ich mit drei Worten feierlich dir gab.

Sie (aus Furcht vor dem König): Hier haſt du das mit drei Worten übergebene Leben!

Im Augenblicke fiel ſie todt nieder.

Darum, ſchließt der Affe, ſage ich: Um die ich meinen Stamm aufgab, mein halbes Leben eingebüßt, dieſe verläßt liebelos mich: welcher Mann möchte Weibern trauen!

b.

Die Geſchichte des jungen Schneiders und ſeiner Frau.

Nach einer der mir (von) angefertigten Ueberſetzung von (Dr.) Felix von Bamberg, Dragoman der Kaiſerlich Deutſchen Botſchaft (conſulate) in Smyrna, und (Herzog Wilhelm) Geſchichte der ſieben Weiſen.

Alſo erzählt man:

Zur Zeit Iſa's — Segen über ihn! — lebte ein junger Schneider, der hatte ein liebliches Weib. Beide liebten einander gar ſehr und kamen

*) Von einem ungenannten turkiſchen Autor unter Murad II. (1421–1451) ins Türkiſche überſetzt. Derſelbe nennt als Verfaſſer ſeines arabiſchen Originals den Scheich Sadeb. *Ihkayat arba'in schab wa mesa*, Buch der vierzig Morgen und Abende. Vgl. Cotelerius a. a. O. p. 172.

Vor ebenda einer erſte franzöſiſche Ueberſetzung von Pétis de la Croix erſchien 1707. Eine nach einem andern Manuſkript gemachte in der Bibliothèque des Romans 1777.

Ein auszüglicher Abdruck des Romans turkiſch, aber mit franzöſiſchem Titelblatt, iſt enthalten in: *Contes turcs en langue turque, extraits du roman Les Quarante Vezirs. Par feu M. Bellette. Paris 1812.*

Eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung nach Behrnauer: Die Vierzig Vezire. Leipzig 1851.

In einem modernen Druck, in quarto, ohne Ort und Jahr, habe ich die Geſchichte der vierzig Weiſe-

طوطى نامه — *tuti nameh*

in einem jener maleriſchen Büchergewölbe des Baſars zu Stambul gefunden, über welchen noch ein Hauch der Erinnerung an die mauriſche Scheherzadeh des Mittelalters ruht. In dieſer meiner Ausgabe ſagt der Autor nichts von dem arabiſchen Scheich Sadeb und überhaupt nichts von

überein: wenn die Frau zuerſt ſtürbe, dann ſolle er kein Weib wieder nehmen, ſondern von früh bis Abend ihren Grabſtein umſchlingend ſie beweinen; ſtürbe aber der Mann zuerſt, dann ſolle ſie desgleichen thun. Nach Allahs Rathſchluß ſtarb die Frau. Unter Jammern und Weinen begrub ſie der Schneider und verharrte dann, dem Uebereinkommen gemäß, immerfort auf ihrem Grabe, ihren Grabſtein umſchlingend und um ſie weinend.

Eines Tages als Iſa — Segen über ihn! — dort vorbeiging, ſah er einen jungen Mann weinend den Grabſtein umſchlungen halten. Er trat zu ihm und fragte, warum er weine, und jener erzählte ihm alles, da erweckte Iſa — Segen über ihn! — durch ſein Gebet die Frau zum Leben und ließ ſie in ihrem Leichentuch aus dem Grabe emporſteigen. Iſa — Segen über ihn! — ging darauf ſeines Weges, der Schneider aber ſprach:

— So im Leichentuch zu gehen, ſchickt ſich nicht, warte hier ein wenig, ich will mich nach Hauſe begeben und dir Kleider holen. Dann ziehſt du ſie an und wir wollen mit einander heimgehen.

Damit eilte er fort nach Hauſe, und die Frau blieb auf dem Kirchhof zurück.

Auf einmal kam der Sohn des Königs jenes Landes vorüber und ſah ein liebliches Weib in ein Leichentuch gehüllt daſitzen. Sofort ward ſein Herz von Liebe zu ihr erfüllt, er trat zu ihr und fragte:

— Wer biſt du?

ſeiner Quelle. Er widmet ſein Buch dem Sultan Muſtafa aus dem Hauſe Osman, welcher von ihm mit Sultan Mahmud, dem Begründer ſeiner Dynaſtie, verglichen wird. Dieſer Muſtafa iſt entweder Muſtafa II (1695—1703) oder Muſtafa III der Gründer der großen Serailbibliothek (1775). Nach dieſer Ausgabe iſt die obige Ueberſetzung. Der Name der Frau, welche in andern Texten Fatheddam heißt, wird hier nicht genannt. Iſa iſt der arabiſche Name für Jeſus.

Ueber Wieland's poetiſche Bearbeitung der Geſchichte vgl. Reinhold Köhler, die Quelle von Wieland's Hann und Gulpenlieb. Archiv für Litteratur-Geſchichte III, p. 416—421.

— Ich bin ein armes nacktes Weib; ein Räuber hat mich geplündert.

Zur Stunde befahl der Königssohn seinen Dienern, die nahmen das Weib, brachten sie in den Palast und legten ihr frische Kleider an.

Unterdessen hatte der Mann Kleider geholt, fand aber sein Weib nicht mehr dort, wo er sie verlassen hatte. Jammernd fragte er die Vorübergehenden, und da Niemand war, der sie gesehen hatte, begegnete der Arme, immer weiter fragend, endlich den Dienern des Königssohnes. Als die ihn fragten, warum er weine, antwortete er:

— Vor kurzem ist mein Weib gestorben. Gelobt sei Allah! — durch Isa's, des Propheten, Gebet, war sie wieder lebendig geworden, nun aber kann ich dieses mein Weib nicht auffinden — darum weine ich.

— Dieses Weib, sprachen jene, hat heute der Königssohn in den Palast gesendet.

Alsbald ging der Schneider zum Königssohn und sprach:

— Dies ist meine rechtmäßige Gattin! und verlangte sie zurück.

Der Königssohn ließ die Frau kommen und befragte sie, sie aber sagte:

— Nein! das ist der Räuber, der mich geplündert und mit meinen Kleidern das Weite gesucht hatte. Gott sei Dank, daß wir ihn nun haben! Wenn du ihn tödten lässest, wirst du dir ein großes Verdienst erwerben.

Der Königssohn gebot, und man band dem Schneider beide Hände auf den Rücken, und so sehr er jammerte — es half nichts, man führte ihn fort, um ihn aufzuhängen, nachdem man den Strick um seinen Hals geschlungen hatte. Unterwegs bemerkten sie Isa, blieben stehen und sahen ihn an; denn er war nahe gekommen. Isa fragte, was es gebe, und als sie berichtet hatten, hieß er sie einhalten, ging selbst zum Königssohn, ließ das Weib kommen, und sprach:

— Dieses Weib ist die Frau jenes jungen Mannes, ich habe ein Gebet gesprochen und sie dadurch wieder lebendig gemacht.

Da konnte ſie nicht mehr läugnen und geſtand die Wahrheit. Iſa ſprach wiederum ein Gebet, und das Weib ſank todt nieder. Der Schneider aber war gerettet und bereute nun, daß er ſie ſo lange beweint.

Dieſe Geſchichte erzähle ich darum, um zu zeigen, daß die Weiber immer zu Bosheit, Untreue und ſchlechten Dingen geneigt ſind.

6.

Geſchichte der Adileh.

Zweiter und Vierter Theil. Uebersetzt von Schlechta, v. H. Hagen und Schall. Breslau 1837. Pentamerone Neapolitanische Novellen, S. 24 ff. Epistle to the 21st and 22nd Nights.

Der Ehemann iſt hier Seidenhändler, die Frau heißt Adileh, ſtatt Iſa's erſcheint hier »ein Geiſt«, ſonſt ſtimmt die Erzählung mit der eben mitgetheilten aus meiner Ausgabe der Vierzig Weſire völlig überein; wie ſie ja auch, nach Gauttier's Angabe, aus einem türkiſchen Texte der Vierzig Weſire für die 1001 Nacht überſetzt iſt (a. a. O. *I*, *XXIV* Note 1 und *XXV*, ſowie *XIII*, 276. 301).

Aus der einfachen Leſung des vorſtehenden ABC's und der Vergleichung der unter einander genetiſch verbundenen, beziehentlich identiſchen Erzählungen mit der Matrone von Epheſus ergiebt ſich unwiderleglich, daß unſre Novelle von der treuloſen Wittwe nicht nur nicht (wie ich noch 1837 mich ungenau ausdrückte) »dieſem Kreiſe angehört«,*)

*) Benfey ſagte (Pantſchatantra *I*, 480), die Matrone von Epheſus gehöre »dem Gedankenkreiſe nach« in der 5. Erzählung des *II*. Buches des Pantſchatantra und den ihr innig verwandten im *Daçakumarakarita* u. ſ. w. Ich möchte dem nur inſofern beſtimmen, als die Pantſchatantraerzählung, ebenſo wie die Geſchichte von der treuloſen Wittwe zu den Novellen gehören, welche die große Sammlung des *Sindebâd* Buch der *Frauen*, auch genannt »der *ſieben* Weiſen«, bilden, worin die Liſten und Schliche, die Untreue und Bosheiten der Weiber gegeißelt werden. (Vgl. *Comparetti*, Intorno al libro dei sette Savj di Roma (Pisa 1864) Estratto dalla Rivista italiana p. 11.)

sondern daß sie *toto coelo* von der indisch-arabisch-türkischen Erzählung verschieden ist.

Im Pantschatantra, im Vasakumarakarita und den Vierzig Wesiren steht unsre Novelle also ebensowenig wie in den sechs orientalischen Uebersetzungen des indischen Grundwerks.

Wie verhält es sich aber mit der Angabe Theodor Benfey's (oben S. 37), daß die Matrone von Ephesus im mohamedanischen Orient vorkomme?

Auf diese Angabe des sonst so genauen Forschers findet leider das *Quandoquidem dormitat bonus Homerus* Anwendung. Es giebt keine im mohamedanischen Orient gemachte Version der Matrone von Ephesus; eine Thatsache, die mir auch Reinhold Köhler in einer brieflichen Mittheilung vom 28. August 1885 bestätigt hat. Die Benfey'sche Notiz beruht vielmehr, kann nur beruhen auf der so positiv auftretenden Behauptung Keller's vom Vorkommen des »Trosts der Wittwe« in der 1001 Nacht und den Vierzig Wesiren — wo sie, wie gezeigt, nicht vorkommt.

Mit der, nach Veröffentlichung des Benfey'schen Werks (1859), zum Vorschein gekommenen armenischen Version hat es folgende Bewandtniß:

Die unter Schah Soliman 1687 in Ispahan verfaßte Bearbeitung der »Geschichte der sieben Weisen oder Erziehung des römischen Kaisers Diocletian« enthält unsre Novelle (»Erzählung des siebenten Weisen«), aber diese armenische Version ist aus occidentalischer Quelle geflossen, wie P. Lerch, aus inneren Gründen, nachgewiesen (Orient und Occident II, 2, p. 369—374 [1863]: die armenische Handschrift ist von David Aserebriakow ins Russische übersetzt. Moskau 1847). Ich vermuthe, daß dem armenischen Bearbeiter seine französische Vorlage durch Pétis de la Croix (1620—1695) zugeführt worden ist, welcher im Jahre 1675 sich in Ispahan aufhielt, von wo er das Sammelwerk des ihm be-

freundeten Derwisch Mokles »1001 Tag«, und ebenso die »Vierzig Weise« nach Frankreich zurückbrachte und übersetzte. (Vgl. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer, III, XXXV.)

Also, um die Summe zu ziehen, die in dem *Liber de septem sapientibus* erscheinende Novelle von der treulosen Witwe ist aus den uns bekannten orientalischen Quellen nicht geflossen, der Bearbeiter des ältesten lateinischen Grundwerks muß sie also anderswoher genommen haben. Hier haben wir nun die Wahl, ob wir als seine Quelle den Petronius oder Romulus, oder sei es eine verlorene orientalische Uebersetzung, sei es mündliche unmittelbare Ueberlieferung durch die aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Trouvère ansprechen wollen. Für die letztere Annahme fehlen jedenfalls alle Beweise. Ich möchte mich für die erstere Möglichkeit insofern entscheiden, als ich annehme, daß die vom Erzbischof von Chartres aus Petronius mitgetheilte Erzählung unserm ja ebenfalls in Frankreich zu vermuthenden Autor des *Liber de VII sapientibus* zur Vorlage gedient hat. Mit der erschlossenen Abfassungszeit des letzteren (vor 1185) würde das vortrefflich stimmen. Denn von dem zwar erst 1181 gestorbenen Joannes Sarisberiensis sagt der Abt von Sponheim, Johannes Trittenheim: »*Claruit sub Federico Imperatore I, anno MCXL.*« (*Joan. Sarisberiensis ed. Plantiniana. Lugd. Bat. 1595.*).

Besonders aufmerksam ist dabei jedoch zu machen auf die Uebereinstimmung der Fassung in der *Scala Coeli* mit dem oben besprochenen Fabliau (S. 43): die dort ganz neu eingeführten Details finden sich auch in der *Scala coeli*. Indessen wird dem Verfasser des *Liber de septem sapientibus* die Priorität und die Ehre der Erfindung für diese ausschmückenden Zuthaten gebühren.

Ich lasse nun die Novelle im Auszug des Joannes Junior nach der Ulmer Wiederholung der Lübischen *Dialogus principum* folgen:

SALTUS sapiens . . . ad imperatorem currens . . . incepit . . .: «nunc aperte cognosco, quod tibi evenit, sicut mihi juveni, diligenti uxorem suam.» Quumque imperator affectaret scire factum, ait sapiens: . . .

In terra mea erat quedam civitas, in qua per regem extitit ordinatum, ut omnis vicarius per totam noctem custodiret interfectos per curiam, ne ab aliquo possent furari, et si casu aliquo civitatem ingrederentur, interficerentur sine dilatione aliqua. In illa civitate erat unus miles juvenis, qui cum pulcherrima juvencula contraxerat. Et tanto se mutuo diligebant, ut amor non posset imaginari. Tandem post annum mortuus est miles juvenis et tantus dolor invasit uxorem, quod posita supra suum sepulcrum non poterat removeri pro quacumque necessitate ab aliquo. Quod attendentes amici domunculam ei fecerunt supra sepulcrum viri, in qua uxor viri continue morabatur, et ei ab amicis ministrabantur necessaria vitae. Quumque post mensem de nocte media fuisset exorta tempestas maxima et vicarius villae predita [l. perditâ] sua societate, et gravitatem tantae tempestatis non posset ferre, ingressus civitatem, nec tamen ausus est ingredi domum propriam, nec cuiuscumque alterius, sed vagando hinc inde, habitaculum hujus mulieris, stantis supra sepulcrum viri, finaliter est ingressus et eam exhortans et consolationem provocans a pulchritudine illius mulieris et facunditate verborum modo mirabili est tracta in corde, et ideo cum hilaritate vultus incepit eum interrogare, si uxorem haberet. Tunc vicarius: «Domina, non! miles cum vicarius illius civitatis, nec est mulier vivens, cum qua libentius contraherem quam vobiscum.» Tunc ipsa: «Recede, quia dies iam appropinquat, et voca tuos parentes meos et impone eis, ut tuos educant me de isto habitaculo ad domum propriam, et transacto aliquo tempore ero uxor tua.» Quumque vicarius recessisset et venisset ad custodiam suspensorum, reperit quod unus erat motus in illo intervallo, de quo vex plus volebat, ut eius punitio monstraretur. Qui subito est regressus ad dominam, licentiam petiit fugiendi, et timebat quod loco furati in patibulo ponerentur. Tunc mulier: «Ap-

porta ligones, ut fodiendo cum extrahemus virum nuviter hic sepultum et ponamus eum in patibulo nuviter furati.» Dum extra fossam fuisset ductus, ait vicarius: «Nihil facimus, quia qui amotus est de patibulo vulnus maximum habebat in capite et quia iste non habet, timeo ut fraus cognoscatur.» Cui mulier: «Extrahe gladium tuum et percute caput ejus et imprime simile vulnus in eo.» Quumque ille abhorreret, illa accepit gladium et, habita informatione de figura vulneris, atrocissime caput viri percussit et una cum vicario ad patibulum portavit, et eum in furcis suspendit. Tunc vicarius attendens ad ejus malitiam, dum fuisset eam abusus, contrahere contempsit cum ea. — Ita duo tibi, o imperator, postquam filius tuus mortuus et tu solveris debitum mortis, haec pessima uxor tua cum alio contrahet, nec recordabitur de te sicut de cane.

Tum imperator: «Magna est dolositas mulieris.»

§ 6.

Für das verſchollene oder verlorene Original des *Liber de septem sapientibus* und die Trockenheit des Auszugs in der *Scala coeli*, wie ſie einem ſolchen von Natur zukommt, vermag uns die ſchon öfter (S. 57) erwähnte älteſte franzöſiſche poetiſche*) Verſion einen reichen Erſatz zu gewähren. Wenn der Herausgeber derſelben in der Einleitung bemerkt: «es ſei dies die älteſte vollſtändig erhaltene Bearbeitung in einer modernen Sprache,» ſo muß hinzugeſetzt werden «in Verſen», denn die ſpaniſche Proſaüberſetzung aus dem Arabiſchen iſt über 30 Jahre älter. Den Namen des Dichters der *Sept Sages* kennen wir ſowenig als wir wiſſen, nach welcher Vorlage er gedichtet. Es wird indeß wohl eine dem *Liber de VII sapientibus* ver-

*) Der Roloquebon des Herbers kommt hier nicht in Betracht, da er, gleich ſeiner Vorlage, eine bereits getaufte (S. 62), eigentlich kaum eine Bearbeitung der Gesta zweier Meiſter zu nennen iſt.

wandte lateinische Fassung gewesen sein. Von der französischen Prosabearbeitung, welche Goedeke als Quelle angenommen hatte, weist Gaston Paris nach, daß sie umgekehrt die Prosaauflösung des poetischen Textes ist (a. a. O. p. I ff.).

Unsre Erzählung nimmt die Abschnitte *CLI* bis *CLXIII* ein und stellt sich im Auszuge folgendermaaßen dar:

Ein *conte en Lohenne* lebte mit seiner Frau in großer Liebe. Er hielt eines Tags ein Messer in der Hand und sie verletzte sich aus Versehen daran und blutete ein wenig, was er sich so zu Herzen nahm, daß er am andern Morgen starb.

CLVII

Die Frau setzte sich auf sein Grab und schwört bei Gott und St. Denis

Jamais d'illuec ne partira
Dusc au mur quelle morra.

Nun kommen die Verwandten und schlagen ihr eine reiche Partie vor, sie aber wiederholt, refrainartig,

Il dist, que ia nen partira
Dusc au mur quele morra.

Da bauen die Verwandten eine Hütte für sie und bringen ihr Holz und machen Feuer.

CLVIII

Drei Räuber sind an den Galgen (bei jenem Kirchhof) gehängt worden.

CLIX—X

Ein Chevalier reitet aus, sie zu bewachen. Es ist um die Zeit des Andreastages und sehr kalt. Er gewahrt den Aufenthaltsort der Witwe auf dem Kirchhof und tritt ein, um sich zu wärmen, nachdem er versprochen, kein ungeziemendes Wort zu sprechen. Als er warm und seine Farbe wiedergewonnen, redet er ihr zu wieder zu heirathen:

Car nest el monde tel dolour
Ne tempeste ne tenebrour
Que tout ne conuigne oublier,
Car la mors fait tout achiever.

Sie ſchwört ihren alten Refrain.

Er reitet ſodann zum Galgen zurück, wo unterdeſſen den einen Räuber ſeine Verwandten abgenommen haben. Der Chevalier beſchließt ſich bei der Wittwe Rath zu holen, die könne ihm vielleicht geben was ihn rette. Er erzählt es ihr:

Or men conuient fuir en frise;
Je naterdrai pas la justiche.

CLXI

Darauf ſie ſofort:

Si vous me voliez amer
Et prendre a femme et espouser —

dann wolle ſie ihm guten Rath geben und er brauche nicht flüchtig zu werden. Als er zugeſtimmt, räth ſie, ihren Mann an den Galgen zu hängen. Beide nehmen den Körper aus dem Grabe und tragen ihn zum Galgen, woran ſie eine Leiter ſtellen.

CLXII

Der Ritter ſagt: er könne ihn nicht hängen,

Dame, dist il, se iel pendoie
Vous fuis couars endeuentroie.

Sie ſagt: dann hänge ich ihn,

Amis, distele, iel pendrai
Pour vostre amour sans nul delai

legt ihm den Strick um den Hals und zieht ihn empor.

Der Ritter ſagt darauf: der Räuber war mit einem Degen durch die Rippen geſtochen. Sie entgegnet ſofort:

Et, se voles, je le ferais
Tout maintenant, sans nul delai.

und ſticht dem Todten durch die Rippen.

CLXIII

Der Ritter: der Räuber hatte zwei ausgeſchlagene Zähne, wenn morgen das Volk kommt, wird es ſehen, daß der am Galgen noch die Zähne hat. Sie:

Et, se voles, je briserais
Tout maintenant, sans nul delai

und nimmt einen Stein, ſchlägt die zwei Zähne aus, ſteigt von der Leiter und kommt zum Ritter:

Amis, formez pris votre amour

Er aber antwortet:

Voire, dist il, or de putain — *Tost aues chelui oublie*
De dame dit ki fet enain, — *Ki pour vus fu ier enterre.*
Soit cil hommes, ki que il soit, — *Je jugerroie par raison*
Ki en malvaise femme croit! — *Que len vous arsist en charbon.*

La dame et duel de ces nouveles;
Or est cheute entre deus sieles.

Dieſer Novelle in Verſen iſt in eminentem Maaße der Stempel des franzöſiſchen Geiſtes aufgedrückt.

Gleich im Eingange überraſcht uns der Dichter durch die zarte Art, mit der er das Liebesverhältniß des Grafen zu ſeiner Frau andeutet.

Petron hatte kein Wort über den Mann verloren. Der indisch-chinesische Erzähler hatte allen Nachdruck auf den Mann gelegt und die Novelle rührend und würdig mit ihm schließen lassen. Der Franzose folgt dem älteren und tieferen Vorbilde wenigstens im Eingange; ja, er erfindet hier noch den sehr schönen Zug hinzu, daß der Mann aus übergroßer, fast krankhaft nervöser Liebe zu seiner Frau gestorben ist.

Mit acht französisch realistischem Lokalkolorit ist die Scene auf dem Kirchhof ausgestattet. Die Zwiegespräche zwischen dem Ritter und der Frau sind eine weitere, durch die sehr glückliche Einführung des Refrains gehobene Ausführung des in dem Fabliau S. 45 oben kurz Angedeuteten. Die Frau soll den Becher der Schande hier ganz leeren. Der Ritter, obwohl er landesflüchtig werden, oder den Tod fürchten mußte, wenn der Leichnam nicht an den Galgen käme, sagt doch, er müßte ein Elender sein, wenn er selbst den Ritter aufhinge. So muß sie alles thun und sogar den, der aus Liebe zu ihr gestorben, noch verstümmeln!

Trotzdem hier die Schuld der Wittwe noch unendlich größer erscheint als bei Petronius, so entschließt sich der Franzose so wenig als der Römer, der poetischen und moralischen Gerechtigkeit durch einen tragischen, den allein möglichen Schluß Genüge zu thun. Der Ritter sagt ihr nur, von Rechtswegen müsse man sie verbrennen, und läßt sie stehen. Und die Novelle schließt fast lustig mit dem Sprichwort: So hatte sich die Frau zwischen zwei Stühle gesetzt, d. h. den Todten hatte sie geschändet um des Lebenden willen und der Lebende ließ sie sitzen.

Aber der Franzose hatte doch ein weit feineres künstlerisches Bewußtsein als der römische Fabulist, welcher ganz brutal das nackte Faktum der drei Nächte im Mausoleum erzählt, und die Frau dann auch später mit ihrem Soldaten ruhig weiter leben läßt, wenigstens keinerlei Andeutung vom Gegentheil giebt. Der Franzose läßt seine Gräfin von dem Ritter nur ein Eheversprechen erlangen, keineswegs geht es auf dem Kirchhofe

hier her wie in dem Fabliau (S. 45 unten), und am Ende steht die Frau mit Scham und Schande bedeckt, von Gewissensbissen gequält, jämmerlich und allein unter dem Galgen, woran sie den gebracht, der aus Liebe zu ihr gestorben war. Ende und Anfang der französischen Novelle sind wenigstens durch die Einheit der künstlerischen Idee verbunden. Das tiefe Gefühl für die eheliche Treue, welches dem Inder seinen Schluß eingab, fehlte dem romanischen Dichter freilich.

Als ein hoher sittlicher Dichter erscheint dieser namenlose Trouvère aber, wenn wir ihn mit dem französischen Poeten vergleichen, der sich fast genau vier Jahrhunderte später des selben Stoffes bemächtigte.

Jean de La Fontaine (1621—1695) veröffentlichte seine Erzählung *La Matrone d'Ephèse* in dem Buche: »*Poème du quinquina et autres ouvrages en vers de M. de La Fontaine. A Paris. 1682.*« Er wurde zu der Dichtung vielleicht angeregt durch St. Evremont's eben erschienene Uebersetzung der Matrone von Ephesus (*Oeuvres meslées de M. de S. E. Paris 1678.* Darin auch ein *eloge de Petrone*). Die Bearbeitung La Fontaine's wurde nachmals in seine 1693 erschienenen »*Fables choisies*« aufgenommen und ist nach des Dichters Tode unter die »*Contes*« versetzt, wohin sie auch gehört.

Er lehnt sich durchaus an Petron an.

Quelle grace aura ma Matrone
Au prix de celle de Petrone?

fragt er. Der alte Klassiker gilt ihm als unübertreffliches Muster. Er hat ihn aber an Immoralität noch weit übertroffen. Nicht in dem Detail der Erzählung, hier ist Petron der Meister, aber im Geiste der ganzen Behandlung. Sein Conte schließt mit folgenden Worten, welche wohl gemerkt der Autor selbst als bedächtig abgewogene Schlußmoral spricht:

„

Cette veuve n'eut tort . . . . .
Qu'au dessein de mourir, mal conçu, mal formé,
Car de mettre au patibulaire
Le corps d'un mari tant aimé
Ce n'était pas peut être une si grande affaire.
Mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré.

Petron hatte dies nur der von ihrer Sinnlichkeit hingerissenen Wittwe in den Mund gelegt: »*malo mortuum impendere quam vivum occidere.*« Der Poet Louis des Vierzehnten trug es ohne Scheu als gesunde und räsonnable Moral vor. Der Inder ließ die Wittwe den Scheiterhaufen besteigen, bei dem modernen Franzosen war die Idee der Ehe schon soweit herabgekommen, daß er grade die Absicht der Wittwe, aus Liebe dem Geliebten in den Tod folgen zu wollen, für ihre einzige moralische Schuld erklärte, aber davon, daß sie den Leichnam ihres Gatten an den Galgen brachte, gar nur zu sagen wußte:

Ce n'était pas une si grande affaire.

Wir können hier La Fontaine auch nicht mit Alfred de Musset's Versen in Schutz nehmen:

La Fontaine a vu dans Boccace,
Ou Shakespeare fondait en pleurs

Die Lustigkeit des berühmten Conteurs wird hier zur Frivolität.

Die glatte Eleganz der Verse, in denen diese grenzenlose Verkehrung des Edelsten zu Tage tritt, hat in der That etwas Empörendes. Nur die gemeinste Oberflächlichkeit hatte hier die Abgründe des Lebens gleisnerisch verschleiert. Indem diese hoffähige, geleckte, flache, künstliche Dichterei jeden starken Naturlaut ängstlich mied, den freien Wuchs der

Bäume im Walde der Poesie beschneidend, wie die Scheere des Hofgärtners die Taxushecken von Versailles, war ihr mit den tiefen Empfindungen überhaupt auch jede Empfindung für eine tiefe Moral abhanden gekommen. Wie ehrwürdig erscheinen neben La Fontaine's frivolen aber immer die Grenzen des Konvenablen einhaltenden schlüpfrigen Erzählungen, schlüpfrig, weil sie aus Mangel an jeder Naivetät die Dinge nicht bei Namen zu nennen wagten und nun in einem Nebel geistreicher entfernter Anspielungen das Anstößige verhüllten, um es dadurch nur pikanter zu machen — wie ehrwürdig erscheinen neben diesen graciösen Raffinerien jene unsterblichen Balladen François Villon's, welche das volle echte Leben, ein ganz gewiß sehr unsittliches Leben, aber in den Farben der Wirklichkeit und mit den rührendsten Ausbrüchen der Reue in ewiger Naturwahrheit schon 200 Jahre vor La Fontaine dargestellt hatten. Welch ein Abfall von den Fabliaux, den alten humoristischen und naiven Nouvelles, den Troubadour- und Trouvèregedichten, die La Fontaine so unendlich verschönert, von Schmutz gereinigt, verbessert, in Vergessenheit gebracht zu haben glaubte!*)

Die von La Fontaine wiederaufgefrischte Erinnerung an die Matrone von Ephesus war übrigens in Frankreich nie ausgestorben gewesen; wie wir aus den 1665 (zufälligerweise gleichzeitig mit der *Editio princeps* von La Fontaine's *Contes*) zuerst gedruckten Memoiren Brantome's erfahren. Messire Pierre de Bourdeille, Seigneur et Baron de Richemond &c., Conseigneur de Brantome (1527—1614), Kammerherr und tapferer

*) Ich unterschreibe dies schon 1871 gefällte Urtheil über die *Contes* des gefeierten Fabeldichters noch heute, aber es darf nicht übersehen werden, daß es nicht als absolutes gemeint war, es trifft La Fontaine nur im Vergleich zu Villon und der altfranzösischen Poesie. Sonst soll — ganz abgesehen von der im schönsten Sinn klassischen Form der Sprache in allen seinen Werken wenigstens recht oft auch ihm zu gute kommen, was Goethe über Lorenz Sterne so anmuthig sagte: »Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig bewegt, würde vielen Andern zum Verderben gereichen.« (XXIII, 182 der vollständigen Ausgabe letzter Hand.)

11*

Krieger unter Charles IX. und Henri III. beſchloß ſein Leben am Schreibtiſch über ſeinen Memoiren. Obwohl er in ſeinem völlig rechtsgültigen Teſtamente beſtimmt hatte, daß die für den Druck «ſeiner Bücher, die er aus ſeinem eigenen Geiſt und Erfindung geſchaffen, und zwar mit großem Fleiß und Arbeit, geſchrieben von ſeiner Hand» nöthige Summe aus ſeinem Nachlaß vorweg zu nehmen ſei, auch ſeine ernannten Erben nicht eher in den Genuß der Erbſchaft kommen ſollten, als bis der Druck beſorgt ſei: ſo gingen 30 Jahre darüber hin, bis ein holländiſcher Buchhändler dieſe für die Kenntniß der Zeit und auch durch die Darſtellung unſchätzbaren Bücher, und auch nur verſtümmelt, druckte.* In dem *Livre second des Dames* (*discours II*) trägt uns Brantome «*un exemple d'une belle et honneste Dame d'Ephese*» vor, er habe die Geſchichte auf einem luſtigen Diner von einem Monſieur d'Aurat zuerſt gehört, welcher ſie wieder aus Lampridius** hatte haben wollen. Später, ſagt Brantome, hatte er dieſen Schwank auch im «*Livre des Funerailles, tres-beau certes, dedié à feu Monsieur de Savoye*» geleſen. In ſeinem Kreiſe wurde die Phraſe «*jouer le rolle de nostre dame d'Ephese*» zum Sprichwort und an Gelegenheiten, es auf junge Wittwen anzuwenden, fehlte es nach der Verſicherung des welterfahrenen Autors nicht. Brantome faßt die Geſchichte als franzöſiſcher Hofmann ungefähr eben ſo auf wie der Hofmann des Nero, und legt den Hauptnachdruck darauf, daß ſie den Galan gerettet, wenn auch «*par un acte et opprobre fort vilain à son mary*». Er läßt die Frau nämlich dem Todten ein Ohr abhauen, um ihn dem Gehängten ähnlich zu machen. «*Et certes ce fut une estrange magi-*

* Der holländiſche Buchhändler gab dem Buche den ekelhaften Modernamen «*Les dames galantes*», und mit dieſem muß es ſich leider noch heute ſchleppen.

**) Brantome, oder vielmehr ſein Gewährsmann, hat den Verfaſſer der *Chronique scandaleuse* des Heliogabal vermuthlich mit demjenigen der *Chronique scandaleuse* des Nero verwechſelt; woraus ſich auch erklärt, daß des Petronius mit ſeiner Hilfe bei ihm gedacht wird.

comedie, pleine de grande inhumanité, d'offenser si cruellement son mary.» Aber auf den Treubruch selbst legt er weiter kein Gewicht und hat gleich eine Lästerie aus der Bartholomäusnacht bei der Hand, wo ein Soldat vor den Augen der Frau den Gemahl niederhieb und nun verlangte, daß sie ihn wieder heirathen solle oder er tödte sie gleichfalls. *«La pauvre femme, qui estoit encore belle et jeune, pour se sauver la vie, fut contrainte faire et nopces et funérailles tout ensemble.»* Wem fällt nicht hier Shakespeare's Richard *III.* ein:

Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?

Brantome hat Mitleid mit der Frau: *«encore estoit-elle excusable, car qu'eust pu faire moins une pauvre femme fragile et foible, si ce n'eust esté de se tuer elle-mesme, ou rendre sa belle poitrine à l'espée du meurtrier?»* Die Lucrecien giebt es nur in der Fabel, denkt der liebenswürdige alte General.

Wie die Matrone d'Ephese in der Gesellschaft von sich reden machte, so wurde sie auch für die französische Bühne häufig bearbeitet:

1614: *L'Ephesienne. Tragicomedie en 5 actes et en vers. Par Pierre Brunon;*

1668: *La veufve de Petrone. (Pièces diverses: La feste de Versailles du 18. juillet.);*

1684: *Grapignan ou Arlequin procureur. En trois actes. Par de Fatouville.* Aufgeführt im *Theatre italien;*

1700: *La Matrone d'Ephèse. Par Hondar de la Motte.* Aufgeführt im *Theatre français;*

1714: . . . . *Opera comique par Louis Fuzelier.*

1788: *La Matrone d'Ephèse. Comédie en un acte et en vers, mêlée d'ariettes.* In den Schriften von M. Le Mar. (*Nouvelle édition ornée de figures. Pays de Vaud, 1788. II, 1—42.*)

1797: *La Matrone d'Ephèse. Par Jean Baptiste Radet.**)

*) Als Uebertragungen dieser französischen Schauspiele auf das niederländische Theater

Ueber 50 Jahre vergingen, nach La Fontaine's *Conte*, bis wieder ein Dichter unſre Novelle, und zwar als ſolche, behandelte. Und es war kein andrer als jenes univerſellſte Genie des 18. Jahrhunderts, welches alle Fehler und alle Tugenden des *siècle Louis le Grand* noch einmal in ſich vereinigte, zugleich aber doch, wie der große Molière, zuweilen als Enkel und Erbe jenes echten *esprit gaulois*, wie er Villon, Antoine de la Sale, Rabelais und Regnier eigen war, faſt wider Willen erſcheint: Voltaire. Denn in der Pucelle, manchen lyriſchen Gedichten und ſeinen »Romans« ſind doch Züge, welche wirklich der Natur abgelauſcht ſind, ſo ſehr auch ſeine Dramen das Gegentheil von Shakeſpeare und den alten franzöſiſchen Farcen ſind. Freilich Ausbrüche jenes tiefen Vulkans der Leidenſchaft, der in Jean Jacques' Bruſt glühte, ſuchen wir bei Voltaire vergebens, bei Rouſſeau vergebens jene geiſtvoll peſſimiſtiſche Philoſophie, mit der der Weiſe von Ferney die ganze Welt umſpannte, und worin ihn nur Diderot, der Peſſimiſt des Herzens, (aber in ſeiner *Correspondance inédite*, nicht in den ſozuſagen officiellen Artikeln der Encyklopädie) übertraf.

Auf unſern ſpeciellen Fall zurückzukommen, der übrigens gewiß als ein bedeutſamer Beleg für eine peſſimiſtiſche Weltanſicht gelten muß, wie denn des indiſch-chineſiſchen Dichters Schlußmonolog wie ein Monolog Hamlet's klingt — ſo hat der Dichter des »*Candide*« mit antioptimiſtiſcher Vorliebe für ſolche Stoffe den unſrigen ergriffen. Und er ſtellte ſich mit ſeiner Behandlung hundert Schritte näher an die Quelle als alle ſeine franzöſiſchen Vorgänger. Er ſetzte die Matrone d'Ephèſe in

verzeichne ich hier beiläufig folgende, mir nur dem Titel nach bekannte Stücke:

A. Angelier, Der vrouwe van Ephesus. Kluchtspel. Amsterdam 1721.

J. Bel, De vrouwe van Ephese. Amsterdam 1721.

L. B. van Aar, De vrouwe van Ephese. Blijspel met zang. Amsterdam 1810.

Ueber engliſche Nachahmungen ſiehe unten § 10, über deutſche § 12.

ihre alten orientalischen Rechte ein, als er im »Zadig« ihre Geschichte also vortrug:

Zadigs Frau, Azora, kommt außer sich zu ihm, weil sie eine Wittwe hatte trösten wollen, die ihrem Manne ein Grab am Ufer eines Baches errichtet und geschworen, so lange das Wasser am Grabmal vorbeifließe, so lange dort zu bleiben — als sie aber hinkam, fand sie die Frau den Bach *ableitend*. Azora war entrüstet über das Benehmen dieser Wittwe. Aber die Parade, die sie mit ihrer Tugend machte, mißfiel Zadig. Er zog daher seinen Freund Cador, den Azora am meisten von seinen Freunden schätzte, ins Vertrauen, und als Azora von einem zweitägigen Landaufenthalt zurückkehrte, ließ er sie mit seiner Todesnachricht empfangen. Sie schwört mit ihm zu sterben. Cador kommt und sie weinen zusammen. Am Morgen weinen sie weniger und essen zusammen. Cador erzählt, daß der Verstorbene ihm den größten Theil seines Vermögens vermacht und deutet an, daß er es mit ihr theilen möchte. *La dame pleura, se fâcha, s'adoucit; le souper fut plus long que le dîner.* Azora lobte den Verstorbenen, aber er hätte doch einige Fehler gehabt, die Cador nicht hätte.

Mitten im Souper wird Cador von Milzstechen befallen. Sie ist sehr besorgt und reibt ihm die kranke Stelle. Er erklärt, nur die daraufgelegte abgeschnittene Nase eines am Tag zuvor Verstorbnen könne ihm helfen. Mit einem Rasirmesser geht sie zum Grab ihres Gatten, da der Engel Asrael ihn wohl auch ohne Nase über die Brücke Tschinavar passiren lassen würde. Zadig richtet sich im Sarge auf, hält mit der einen Hand seine Nase fest und sagt, mit der andern das Rasirmesser abwehrend: *Madame, ne criez plus tant contre la jeune Coxyon, le projet de me couper le nez vaut bien celui de dénoncer un rousseau.*

Zadig erschien 1747 und der Autor will die Erzählung aus einem arabischen Buche haben, das aus dem Chaldäischen übersetzt sei. Indeß

und Du Halde's chinesische Version von 1735 Voltaire's Quelle für das köstliche Kapitel *Le nez* gewesen sein: er citirt das Werk der Jesuiten öfter in seinen, den *Mélanges littéraires* einverleibten *Lettres chinoises*. (*Oeuvres, ed. 1784, XLVII p. 181 ff.*) Die neuen Züge hat dann seine eigene Erfindungskraft geschaffen.

Daß Voltaire die tragische Lösung nicht beibehielt, ist bei seiner Behandlung des Stoffes natürlich. Er macht so den beabsichtigten posthumen Ehebruch und das geschwungene Rasirmesser nur zu einem lustigen Intermezzo, das die philosophische Ehe weiter nicht unangenehm unterbricht. Es hat mit dieser seiner heiteren Lösung eine ganz andre Bewandtniß als mit der Darstellung La Fontaine's. Voltaire hat von vornherein die Geschichte mit der ihm eigenen skeptischen Grazie umkleidet. Er enthält sich jedes Moralisirens, es kommt ihm nur auf einen Beitrag zur Geschichte des weiblichen Leichtsinns an. Auch handelt seine Wittwe nicht so schändlich wie die des Petron und La Fontaine, der Verlust der Nase ist mit dem Aufknüpfen am Galgen nicht auf Eine Linie zu stellen, und überdieß läßt es unser Ironiker (seiner Vorlage folgend) nur bei dem Versuche bewenden.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts, fünf Jahre vor der französischen Revolution, nahm jener merkwürdige Sittenschilderer Rétif de la Bretonne (1734—1806) in seinen Novellenocean «*Les Contemporaines ou avantures des plus-jolies femmes de l'âge-présent: Recueillies par N.-E. R** D.* L.* B****» eine Erzählung «*La Matrone de Paris*» auf (*p. 238—264: Dix-septieme volume. Imprimé à Leipsick, Par Büschel, marchand-libraire Et se trouve à Paris chés la Vve Duchesne. 1784.*) Er meint von derselben: sie unterscheide sich nicht viel von der Matrone d'Ephèse und läßt zum Beweise die letztere in Modet's Uebersetzung folgen (*p. 256—261*). Es ist eine sehr lebhaft vorgetragene, aber ziemlich unwahrscheinliche Geschichte von einer jungen Frau, deren Mann von einem Baum gestürzt ist, wo

er ein von ihr gewünſchtes Vogelneſt herabnehmen wollte. Er wird für todt davon getragen, kommt aber wieder zu ſich und wird im Hauſe ſeines Vaters verpflegt, während die Frau im Glauben belaſſen wird, er ſei todt und ſchon begraben. Der Grund dieſer geheimen Pflege iſt, daß der Arzt ihn nur dann erklärt retten zu können, wenn kein Menſch zu ihm gelaſſen werde, beſonders aber ſeine Frau nicht. Drei Monate ſchwebt er zwiſchen Leben und Tod, bis es nach und nach beſſer mit ihm geht. Die Pſeudo-Wittwe iſt inzwiſchen untröſtlich. Ihren Schmerz theilt ein Couſin, der Marineofficier iſt. Nach und nach aber geht er zur Rolle des Soldaten im Grabgewölbe der Matrone von Epheſus über und mit dem ſelben Erfolg. Zur Verheirathung ſoll nur der Ablauf des Trauerjahres abgewartet werden. Als nun der Ehemann, grade ein Jahr nach ſeinem Unfall, geſund geworden und ſich ſeiner Frau zum erſten Male zeigen will, — liegt ſie eben in den Wehen. Trotzdem iſt der Gatte ſpäter geneigt, ihr zu verzeihen; als er ſich aber überzeugt, daß ſeine Frau immer noch den Marineofficier (der ſich übrigens über ihren Verluſt längſt getröſtet hat) liebt, wird Conſtance — ſo heißt die Heldin — in ein Kloſter geſteckt.

Ich erinnere bei dieſer Gelegenheit an Schiller's treffliche Beurtheilung von Rétif's *Coeur humain dévoilé* (Brief an Goethe vom 2. Januar 1798).

Im 19. Jahrhundert hat kein geringerer als Alfred de Muſſet unſren Stoff behandelt, und zwar in dem dramatiſchen Gedicht *La Coupe et les Lèvres* (1832). Im vierten Akt hat der Held ſich für todt ausgegeben und wohnt, als Mönch verkleidet und maskirt, ſeiner eignen Leichenfeierlichkeit an dem — leeren — Sarge bei. Auch ſeine Geliebte kommt weinend herbei, läßt ſich aber dann durch den unerkannten Mönch, welcher auf dem Sarge Gold und Koſtbarkeiten für ſie aufhäuft, verführen. Hinſichtlich des Details verweiſe ich auf Muſſet's ſchöne Verſe, die in

Prosa aufzulösen ein Verbrechen wäre wie das der Cleopatra, als sie die Perle im Essig zergehen ließ.

§ 7.

Von der soeben betrachteten französischen Behandlung des Sujets kann die italienische erklärlicherweise nicht wesentlich verschieden sein. Wie Dante und Petrarca den Troubadours, Boccaz den Trouvères folgte, so giebt auch die Novelle von der treulosen Wittwe Zeugniß, daß die italienische Novellenlitteratur, wie sie später auf Frankreich so bedeutungsvoll zurückwirkte, ihren Ursprung in Frankreich genommen.

Von dem ältesten italienischen Novellenbuch, dem später s.g. Novellino, gehört die (nicht mehr vorhandene) Handschrift, nach welcher die erste, unverstümmelte Bologneser Ausgabe von 1525 durch Carlo Gualteruzzi gemacht worden, der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. (Vgl. *Alessandro d'Ancona, Studi di critica e storia letteraria. Bologna 1880, p. 217—259: Del Novellino e delle sue fonti* und *Le Novelle antiche per Guido Biagi. Firenze 1880. Introduzione p. CXI—CXIV.*)

Der Kompilator des Werkes *Le cento Novelle antike* — dies der wahre Titel — war ein Florentiner Bürger, und seine Quellen sind meist Erzählungen der lateinischen Novellen- und Fabellitteratur; wir werden besonders an die *Gesta Romanorum* erinnert. In der Ausgabe von 1525 (in getreuem Abdruck wiederholt: *Milano | per cura di Paolo Antonio Tosi | 1825*) ist die Novelle von der treulosen Wittwe die LIX.: «*Qui conta d'un gentiluomo che lo 'mperadore fece impendere.*»

Der Kaiser, welcher die Leiche eines wegen eines Verbrechens aufgeknüpften Edelmanns durch einen Ritter bewachen läßt, heißt Federigho:

es ist Friedrich Barbarossa (1121—1190) oder Friedrich II. (1194—1250). Die Leiche wird gestohlen und der Wächter begiebt sich in eine nah gelegene Abtei, um auszuspähen, ob er dort vielleicht den Leichnam eines kürzlich Beigesetzten auftreiben könne. Hier findet er die trostlose Wittwe an der Gruft ihres am selben Tage gestorbenen Mannes. Der Ritter tröstet sie und verspricht ihr die Ehe, wenn sie ihm in seiner Noth helfen wolle. Sie hört auf zu weinen und zieht den Leichnam ihres Gatten aus der Gruft. Als er aufgehängt ist, sagt der Ritter, dem Gestohlenen habe ein Zahn gefehlt, worauf die Wittwe der Leiche einen Zahn aus dem Munde bricht. Da sagt der Ritter: Ist Euch so wenig an Dem gelegen, den Ihr so sehr zu lieben vorgabt, so würde Euch an mir noch viel weniger gelegen sein. Und er läßt sie mit Schande beladen, stehn.

Diese Version steht am nächsten dem Text im *Liber de VII sapientibus*, sowie dem französischen Fabliau (A. 45), obwohl ihr ganz eigenthümlich ist, daß der Gehängte bereits gestohlen ist, eine der Wächter die Bekanntschaft der Wittwe macht.

Dunlop-Liebrecht und A. Keller (a. a. O.) citiren die Novelle als Nr. 56: dies ist die Nummerirung der kastrirten und interpolirten Ausgabe des Monsignore Vincenzo Borghini (Firenze, Giunti, 1572).

Das von Keller weiter als eine Behandlung der Novelle «in neuerer Zeit» enthaltend citirte «*Libro di Novelle. Milano 1804*» ist nichts als ein Wiederdruck des Borghinischen Textes des Novellino.

Von dem selben Keller wird als eine fernere Behandlung «in neuerer Zeit» diejenige des *Lorenzo Astemio di Macerata* aufgeführt. Derselbe lebte aber um 1500 und sein *Hecatomythium* ist eine Uebersetzung der *Novelle antiche* ins Lateinische. Dies überflüssige Buch wird citirt von Lancetti in der Vorrede seiner «*Satire di Tito Petronio Arbitro. Brescia 1806.*»

Weniger Interesse bieten die italienischen Uebersetzungen der lateinischen oder französischen Fassungen der Sieben weisen Meister, eben

weil es nur Ueberſetzungen ſind. Sie beginnen bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts.

Aus den Handſchriften wurden herausgegeben:

Novella antica scritta nel buon secolo della lingua. Ed. Giovanni della Lucia. Venezia 1832. (Wieder abgedruckt als *Storia d'una crudele matrigna. Bologna 1862.*) Della Lucia hatte die Sprache moderniſirt. Der von ihm benutzte, längere Zeit verſchollene Codex wurde 1881 wiederaufgefunden und von Rödiger im genauen Abdruck herausgegeben (*Giornale storico della letteratura italiana. Firenze 1883*). Der ſechste »filoſofo« erzählt die Geſchichte der Wittwe. Dieſer Verſion liegt die lateiniſche, nach dem Franzöſiſchen gemachte Ueberſetzung zu Grunde, welche Muſſafia aus der Wiener Handſchrift veröffentlicht hat (a. a. O.).

Il libro dei sette Savi di Roma. Pisa 1864. Der ſich erſt auf *p. XXXV* nennende Herausgeber iſt Aleſſandro d'Ancona. Unſre Novelle ſteht *p. 66—72.*

Il libro dei sette Savi di Roma. Tratto da un codice del secolo XIV per cura di Antonio Cappelli. Bologna 1865. Der ſechste *filoſofo* erzählt die Geſchichte (*p. 34—37*).

Den bereits bei d'Ancona (*Sette Savj p. XXVIII f.*) beſchriebenen, in Oxford vom Grafen Mortara aufgefundenen, jetzt im Britiſh Muſeum befindlichen Codex, welcher unſre Novelle ebenfalls enthält, hat Varnhagen herausgegeben (Eine italieniſche Proſaverſion der Sieben Weiſen. Berlin 1881).

Eine Verſion in Ottave rime, nach den *Sept Sages* von einem Venetianer zwiſchen 1420 und 1470 verfaßt, iſt von Pio Rajna edirt worden (Bologna 1880) aus einer Handſchrift, welche der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Auch hier erſcheint unſre Wittwe (*Canto XII, p. 119—127*).

Die aus dem 16. Jahrhunderte stammende Bearbeitung der Sieben weisen Meister *Compassionevoli avvenimenti di Erasto* (*Editio princeps Venedig 1542*) entfernt sich von ihrer Vorlage ebenso weit wie der Dolopathos und hat, wie dieser, unsre Novelle nicht.

Der früheste italienische Novellist, welcher die Petronische Matrone von Ephesus nachahmte, war der Lucchese Giovanni Sercambi. Von seinen Novellen gab zuerst Gamba (Venedig 1816) eine kleine Auswahl von 30 heraus, und unter diese ist die unsrige die 16te. Die Ausgabe beruht auf dem 156 Nummern enthaltenden Codex im Besitz des Marchese Gian Giacomo Trivulzio in Mailand. Die Novellen werden 1374 in Lucca zur Zeit der Pest erzählt. Der Codex der Bibliothek Trivulzio gehört ebenfalls dem 14. Jahrhundert an. Sercambi starb in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Vgl. *Porro, Catalogo dei Codici manoscritti della Trivulziana. Torino 1884, p. 406.*)

Annibale Campeggi (gestorben an der Pest 1630 auf der Villa Botenigo an der Brenta) war der Verfasser des anonymen, in seinem Todesjahr herausgekommenen Büchleins »*Novelle due esposte nello stile di Giovanni Boccaccio. D'all Academico Occulto. In Venetia MDCXXX presso Christoforo Tomasini.*« Das Buch hat nur 21 Seiten in klein 4° und S. 15 bis 21 steht die »*Novella secondo di Petronio Arbitro*«. Später ward sie aufgenommen in das Sammelwerk »*Novelle amorose de' Signori academici incogniti. In Venezia, MDCXLI*«, wo sie unter Campeggi's Namen p. 207 bis 211 zu finden ist. Die Ueberschrift der Novelle in der *Editio princeps* ist in diesem Wiederabdruck weggelassen.

Einer der spätesten Novellisten, Eustachio Manfredi hat eine »*Matrona di Efeso*« in seinen *Prose e Rime* (*Bologna 1709*) veröffentlicht. Gamba in seinem Buche *Delle novelle italiane* (*ed. II. Firenze 1835, p. 7*) sagt von Manfredi, er habe die Novelle »*con più eleganza d'ogni altro*« erzählt. Ich habe sie nicht gesehen.

Abermals in Prosa rime wurde unsre Geschichte vorgetragen im »Ricciardetto« des Niccolò Forteguerri (1674—1735) *Canto XIII* Strophen 89—106. (Erste, unverstümmelte Ausgabe, nach des Autors Tode, unter dem fingirten Namen Carteromaco, Paris (Venedig) 1738.)

In Bestinen gab die Matrone von Ephesus wieder der florentiner Somigli. (*Rime del Signor Domenico Somigli fiorentino. Firenze 1782. II volumini.*) Sie steht hier im 1. Bande und trägt die Ueberschrift »*Ad un geloso. Favola.*« Der Verfasser, 1744 geboren, war bis zum 21. Jahre Barbier, erblindete dann und ernährte sich nun als Gelegenheitsdichter.

Endlich führt Lancetti (a. a. O.) die italienische Prosaversion auf, welche sein Freund, der Barnabitenpater Cosimo Galeazzo Scotti in der zweiten Novelle seines Werkes »*Giornate del Brembo. Cremona 1801*« geliefert hat.

§ 8.

SPANIEN erscheint die Novelle von der treulosen Wittwe in den spanischen Uebersetzungen der Sieben Weisen Meister. Die älteste ist die oben (S. 60) erwähnte des Diego de Cañizares nach dem *Liber de Septem Sapientibus* in der *Scala Coeli*. Nach den französischen *Sept Sages* ist gemacht: *Los siete sabios de Roma. Burgos, por Juan de Junta, 1530.* Ein Exemplar der folgenden, nach Brunet ebenso seltenen Ausgabe befindet sich auf der K. u. K. Hofbibliothek in Wien: *Libro de los siete sabios di roma. En la muy noble ciudad de Sevilla 1578.* Unsre Novelle steht im 19. Kapitel: »*como una muger de un cavallero el qual por una poca de sangre que a ella le salio de un dedo se quexo; y ella le desenterro y le puso en la barca.*«

Ueber die Novelle als spanische Fabel siehe oben S. 50.

§ 9.

In der ruſſiſchen Litteratur ſind die Sieben weiſen Meiſter durch Vermittelung polniſcher Bearbeitungen vertreten: ſiehe A. Pypin, Abriß einer Litteärgeſchichte der alten ruſſiſchen Novellen und Märchen (in den Abhandlungen der II Abtheilung der Kaiſerlichen Akademie zu St. Petersburg), citirt von P. Lerch a. a. O. (ſiehe oben S. 73).

Unſre Novelle aber lebt dort im Munde des Volkes am Fuße des Ural. Im Schetſchadrin'ſchen Kreiſe, Gouvernement Perm, hat ſie ein Märchenfreund aufgeſchrieben und im Perm'ſchen Magazin (Moskau 1860) veröffentlicht. Der ſelbe P. Lerch hat hiervon folgende wörtliche Ueberſetzung (a. a. O.) gegeben:

Die Frau die des Mannes vergeſſen.

Es gab eine untröſtliche Frau, die ihren Gatten beerdigt hatte. Sie verläßt das Grab nicht, weint um ihn — man kann ſie nicht wegbringen. Rührt mich nicht an, ſagt ſie, laßt mich hier zu Tode weinen! So lebt ſie auf dem Grab, — ohne zu trinken, ohne zu eſſen, — einen Tag, den zweiten und den dritten. Nicht weit von ihr ſtand ein Galgen; ein Leichnam wurde daſelbſt gehütet, der Wächter, ein Soldat, hört eine Weile des Weibes Geheul, und ſpricht: warte, ich will dich heilen! Er nimmt darauf eine Flaſche Wein, ein wenig Imbiß, geht zum Weibe auf das Grab und fängt an ihr zuzureden, daß ſie vom Weinen laſſe; er knüpfte mit ihr ein Geſpräch über Eins und das Andre an, — das Weib wurde munter. Nun, ſagte er, trinke mal davon, beim Kummer thut es gut! Er goß vom Weine in ein Glas, reichte ihr, ließ ſie trinken, trank auch ſelbſt, dann zum zweiten Male, zum dritten, darauf

hissen sie zu. Das Weib wurde munterer, allmählig wurde sie ganz anders — ließ sich mit dem Soldaten ein. Die ganze Nacht wurde gekost. Unterdessen war dem Soldaten der Leichnam gestohlen worden, den er zu bewachen hatte. Was soll er machen? er erschrak zum Tode — sein Kopf wurde ganz nüchtern; das Weib spricht zu ihm: was bist du, Liebster, erschreckt? Komm, laß uns meinen Garten dort ausgraben und legen wir ihn statt des Gestohlenen hin. Wer wird es merken? Niemand. Gesagt — gethan. Niemand ersuhr etwas. So sind die Frauen.

Wir haben hier eine allerliebste Variante zu der Erzählung des Petronius.

Wollen wir nicht annehmen, daß hier wirklich eine direkte Uebertragung aus Indien über Centralasien nach dem östlichsten Rußland stattgefunden, so werden wir ihre Einwanderung als durch polnische oder deutsche Juden vermittelt erklären müssen. Für die zweite Möglichkeit spricht allerdings das Vorhandensein der Erzählung in ähnlicher — oben A. 51. 52 mitgetheilter — Fassung in den spätern Talmudschriften. An poetischer Lebendigkeit steht die letztere freilich weit hinter der russischen zurück.

§ 10.

Als die älteste englische metrische Bearbeitung der Sieben weisen Meister führt A. Keller (a. a. O.) die fragmentarische, in den Auchinleck-Manuskripte enthaltene an. Dunlop erwähnt die von Ellis in der *Cotton library* aufgefundene, etwas spätere Uebersetzung (um 1330) »*The Proces of the Seuyn Sages*«. Unsre Novelle hat hier den Titel: *the sheriff, his widowe and the knight*. (Siehe *Ellis, Specimens of early english metrical romances* [1805]

und *Henry Weber, Metrical romances of the thirteenth, fourteenth and fifteenth centuries published from ancient manuscripts* [1810].

Beiden liegt die französische Vorlage zu Grunde.

Den ältesten Druck der Prosaversion führt Brunet auf: »*History of the seven Maysters of Rome. London, William Copland.*« Copland druckte in den Jahren 1548—1561.

Eine schottische metrische Uebersetzung erschien in Edinburg 1578: »*The seven seages translatit out of prois into Scottis meter be John Rolland.*«

Der englische Arzt Walter Charleton, von dem ein *Onomasticon* zuerst zu London 1668 erschien, übersetzte die Matrone von Ephesus ins Englische und schrieb dazu vier philosophische Abhandlungen über die Liebe ꝛc. Sein Freund Bartholomew Harris übertrug diese Schrift Charletons ins Lateinische unter dem Titel: »*Matrona Ephesia sive luxus de amore a Gualt. Charleton M. D. ante decennium anglice conscriptus et nunc demum latinitati donatus a Barth. Harrisio A. M. eiusdemque impensis excusus. Londini MDCLXV.*« In der Vorrede dieser litterarischen Kuriosität heißt es: »*Postquam eam Graeco, Romano, Germanico, et Gallico cultu videram ornatam . . . in mentem mihi venit eam more Anglico etiam vestire.*«

Als den jedenfalls sonderbarsten Ort zur Einflechtung der Novelle führt Dunlop das Buch »*Jeremy Taylor, Rule and exercise of Holy Dying*« an, wo sie einen Theil des V. Kapitels ausmacht: »*of the contingencies of death and treating of dead.*«

Für das englische Theater wurde der Stoff ebenfalls bearbeitet.

Der Zeitgenosse Shakespeare's, George Chapman (1557—1634) machte daraus ein Lustspiel »*The Widowes Teares, a Comedy*«. *London 1612.*

Der in Pope's »Dunciade« lächerlich gemachte Charles Johnson (»*famous for writing a play every year and for being at Button's* [coffeehouse] *every day*«) schrieb unter seinen 19 Stücken auch »*The Ephesian matron,*

a farce of one act. London 1710.» Er hatte übrigens selbst eine junge wohlhabende Wittwe geheirathet, die er überlebte († 1748).

Ebenfalls dem 18. Jahrhundert gehört an: *Will. Sopple, The Ephesian Matron. A tragicomedy of one act. Dedicated to Phil. Dormer Stanhope Earl of Chesterfield.* (*Additional Mss. 18614* des *British Museum.*) Graf Chesterfield ist der berühmte Verfasser der «*Letters to his son. London 1774.*»

Johnson und Sopple folgten französischen Vorbildern (S. 86).

Der Schotte John Ogilby (1600—1676) — Tanzlehrer, Theaterunternehmer, Buchdrucker, «*Cosmographer of Charles II*» — verfaßte Mitte der sechziger Jahre ein «*heroic poem*» *The Ephesian Matron.* Vorher war er hauptsächlich nur als Uebersetzer aufgetreten: *Works of Virgil 1649; Aesops fables paraphrased, in verse 1651, Homers Iliad 1660, Odyssey 1665.* Auch er figurirt in der Dunciade, und Pope meinte, Ogilbys Verse seien unter aller Kritik.

Was die englische Novellistik der älteren Zeit im Allgemeinen anlangt, so sagt Dunlop mit schöner Unparteilichkeit: «obwohl die italienischen Novellen so großen Einfluß auf die englische Litteratur ausübten — es genügt auf Chaucer und Shakespeare hinzuweisen — so kann ich gleichwohl nicht bemerken, daß sie originale Erzeugnisse ähnlicher Art hervorgerufen hätten. Andererseits mag ihre Wirkung in Frankreich weniger eingreifend gewesen sein, wogegen sie daselbst den Impuls gaben zu gleichen Schöpfungen von bedeutendem Werthe und Berühmtheit.» Dunlop meint hier die *Cent nouvelles nouvelles* und ihre Nachfolger.

Aber mit dem 18. Jahrhundert lebt die glänzende Epoche für Roman und Erzählung in der englischen Litteratur an.

Sie beginnt mit Swift (*1704: Tale of a Tub; 1726: Gullivers Travels*) und Daniel Defoe (*1719: Robinson Crusoë; 1721: The fortunes and Misfortunes of the famous Moll Flanders etc. written from her own Memorandums*), dann folgen Richardson (*1740: Pamela*), Smollet (*1748: Roderick Random*),

Fielding (1749: *Tom Jones*), Samuel Johnson (1759: *Rasselas*), Sterne (1760: *Tristam Shandy*, 1765: *Sentimental Journey*) und der jüngste von ihnen Oliver Goldsmith (1766: *Vicar of Wakefield*).

Grade der liebenswürdige Verfasser des »Landpriesters von Wakefield« (wie Goethe den Titel übersetzt) ist es nun, welcher unsre Novelle und zwar nach ihrer chinesischen Fassung — Du Halde erschien in englischer Uebersetzung 1738 — bearbeitet hat. Wir können daher daran den *Mos anglicus*, diesmal freilich nicht zu seinem Vorteil, studiren.

Die Novelle ist in die Briefe (*letter XVIII*) eingeschaltet, welche Goldsmith, in Anlehnung an Montesquieu's *Lettres persanes* (1721), einen in England reisenden Chinesen schreiben läßt und die zuerst im *Public Ledger* erschienen, dann als Buch: *The Citizen of the World or Letters from a Chinese Philosopher in London to his Friend in the East. London 1762.* (In dem selben Jahre erschien in London eine kleine Novellensammlung »*The Matrons. Six short histories. London, Dodsley, MDCCLXII.*« Dieselbe enthält: *The ephesian, the chinese, the french, the british, the turkish and the roman matrons.* Siehe *Trois nouvelles traduites du Chinois par le Marquis d'Hervey-Saint-Denys.* [*Paris 1884*] *p. XI*, und brieflicher Nachtrag dazu.)

Der Romancier beginnt mit Bemerkungen, wie sie sich im Munde des Pfarrers ebenfalls vortrefflich ausnehmen würden. Es gäbe viele Ehen, welche im Beginn des Wanderns gleich allen Vorrath von Liebe erschöpften, der für die ganze Tagesreise bestimmt gewesen wäre. Sie hätten den Rausch der Entzückung, den nur der Honigmond biete, für ewig und dauernd gehalten und wenn sie die Täuschung eingesehen, so folge Haß und Gleichgültigkeit. Wenn er daher ein neuvereheltes Paar außergewöhnlich freundlich vor Andern sehe, so denke er immer, daß sie die Gesellschaft oder sich selbst betrügen wollten. Aber die wahre Liebe, sagt er sehr hübsch, »*founded in the heart, will shew itself in a thousand unpremeditated sallies of fondness.*«

Mit den Worten »*Choang was the fondest husband and Hansi the most endearing wife in all the kingdom of Korea*« hebt dann die eigentliche Geſchichte an.

Ich hebe nur die Abweichungen von der chineſiſchen Vorlage hervor. Die junge Frau, welche das Grab ſächerte, führt Choang mit ſich in ſeine Wohnung, ſtößt ſie aber in der kalten und ſtürmiſchen Nacht wieder hinaus, weil ſeine Frau über die Untreue jener Wittwe ſo außer ſich iſt, daß ſie nicht mit ihr unter einem Dache bleiben will. Der junge Student kommt noch bei Lebzeiten Choang's und iſt Zeuge des Glücks der Eheleute: »*so fond an husband, so obedient a wife few could behold without regretting their own infelicity.*« Aber Choang ſtirbt. Hanſi war untröſtlich, aber nach einigen Stunden »*she found spirits to read his last will.*« Endlich wird mit allgemeiner Beſtimmung der Familie die Hochzeit mit dem Schüler Choang's feſtgeſetzt. Ein Krankheitsanfall am Hochzeitsabend kann nur durch das auf ſeine Bruſt gelegte Herz eines Todten gehoben werden. Als ſie dem todten Choang das Herz ausreißen will, wird er lebendig, erfährt von dem Diener alles ſeit ſeinem Scheintode paſſirte, und als er ſeiner Frau ihre Treuloſigkeit vorwerfen will, findet er ſie in ihrem Blut ſchwimmend, ſie hatte ihre Schande und »Diſappointment« nicht überleben wollen. — Daß die Aenderungen Goldſmith's nicht glücklich ſind, iſt leicht zu erweiſen, am krauteſten iſt aber der Schluß. Choang, »*unwilling that so many nuptial preparations should be expended in vain*«, heirathet noch in der ſelben Nacht die Dame mit dem Fächer. »*As they both were apprised of the faibles of each other before hand, they knew how to excuse them after marriage. They lived together for many years in great tranquility and, not expecting rapture, made a shift to find contentment.*« Mit welch grauſamer Proſa iſt hier die urſprüngliche Poeſie ausgewiſcht worden, übertüncht wie die farbigen Heiligen eines katholiſchen Domes durch die gleichmäßige Oede des proteſtantiſch weißen Kalkanſtrichs.

Wie ſchamlos praktiſch dieſer engliſche Praktikus, der die Ausgaben für eine Hochzeit nicht umſonſt gemacht haben will!

Wirtſchaft, Horatio, Wirtſchaft! das Gebackne
Vom Leichenſchmaus giebt kalte Hochzeitsſchüſſeln!

Die treuloſe Wittwe wird zur Belohnung geheirathet, zugleich nach der alten Regel, daß ein braver Roman nothwendig mit der Hochzeit ſchließen muß. Und welche moraliſche Verbrämung dieſes empörenden Schluſſes! Dieſe Tugendſtarrheit iſt faſt noch widerwärtiger als die blanke Immoralität des eleganten La Fontaine.

Armer Goldſmith, warum ruhte nicht ein Funken von dem göttlichen Humor Chaucers auf dir, mit dem er ſelbſt die Wittwe von Bath uns erträglich, ja lieblich macht:

She was a worthy woman all hire live,
Housbondes at the chirche dore had she had five
*Withouten other compayne in youthe.**)

§ 11.

Hat die Novelle von der treuloſen Wittwe von Frankreich aus nach Italien und England, nach Spanien und ſogar nach Armenien gewandert iſt, ſo hat ſie auch von Frankreich aus den Rhein überſchritten. Zuerſt, wie wir aus den oben (S. 58) erörterten äußeren Gründen annehmen, wurde

*) Ich erinnere hier an Lothar Bucher's Pilgerfahrt nach Canterbury und ſeinen Rath: das alte Engliſch iſt ſo liebenswürdig und für den Norddeutſchen ſo leicht verſtändlich, wenn er die Worte nicht mit dem Auge, ſondern mit den Ohren leſen will. In dem liebenswürdigſten, nachdenklichſten Buch: Bilder aus der Fremde für die Heimath gezeichnet. Erſter Band. Berlin 1863. S. 63.

ihr von einem namenlos gebliebenen Deutſchen, wahrſcheinlich einem Geiſtlichen, ein lateiniſches Gewand angezogen, und ſo erſcheint ſie in der *Historia septem sapientum* vielleicht um die ſelbe Zeit, als Ulrich Boner die Novelle als Fabel verdeutſchte (1330), vielleicht erſt etwas ſpäter. Die erſte zeilentreue deutſche Ueberſetzung der *Historia* wurde um das Jahr 1400 gemacht. Auch ihr Verfaſſer iſt dem Namen nach unbekannt geblieben. Von dieſer Ueberſetzung werden in Heidelberg (*Cod. palat.* 149) und in Stuttgart je eine Handſchrift aufbewahrt. Die Heidelberger giebt die verlorene oder verſchollene Urſchrift dieſer Ueberſetzung am getreueſten wieder, während die Stuttgarter, dem geänderten Dialekt nach, erſt um 1470 abgeſchrieben ſein kann. (Briefliche Mittheilung von *Dr.* Fritz Pfeiffer.)

Nach dieſer Proſaüberſetzung verfaßte für den Erzbiſchof Friedrich von Köln ein deutſcher Poet aus dem Elſaß mit Namen Hans von Bühel im Jahre 1412 eine metriſche Bearbeitung des Siebenmeiſterbuchs. Von ſeiner Vorlage ſagt er: «ein gueter Geſelle» habe ſie «us latin zuo tiutſche geſchriben» und ihn gebeten, dieſe proſaiſche Ueberſetzung in Vers und Reim umzudichten.

Unter dem Titel «Dyocletianus Leben von Hans von Bühel» hat, wie bereits S. 54 erwähnt, auch dieſe deutſche Bearbeitung herausgegeben Adalbert Keller, aus einer Handſchrift zu Baſel.

Der Eingang der Dichtung iſt dem oben aus den *Sept sages* mitgetheilten entſprechend.

Als der Mann ſeiner Frau Finger bluten ſieht, fällt er in Ohnmacht. Sie bringt ihn durch Waſſer zu ſich. Er ſchlägt die Augen auf und verlangt ſchnell nach einem Prieſter, denn er müſſe ſterben, Niemand könne ihm helfen:

Ar hat ich gesehen han
Das mein liebes Blut
Der swerze mein herze sterben tut.

Die Knechte laufen alle hin — der Priester kommt aber zu spät:

Wa sô we tet sine wiben swerz
Daz er brach sin getrumwes herz.!

Die ganze Stadt klagt.

Die Frau sagt: sie wolle ihren Leib kasteien, und nie einen andern nehmen —

Pfui, da müßte sie sich doch schämen.

Er will nicht vom Grabe weichen.!

Die Freunde sagen: Es wäre der Seele des Verstorbenen viel besser, wenn sie nach Rom ginge und Almosen gäbe, als daß sie sich hier mörte und tödtete.

Sie aber erklärt: Ich will aus Liebe zu ihm sterben, wie er aus Liebe zu mir gestorben.

Da bauen ihr die Freunde ein Gärtlein und versehen sie mit Essen und Trinken.

Nun war es Rechtens im Lande, daß wenn ein Dieb gehängt war, ein Wächter den Körper des Gehängten bewachen mußte. Ward der Körper von den Verwandten gestohlen, so verliert der Wächter all sein Gut und sein Leben steht in des Königes Hand.

Am Begräbnißtage des Ritters war zufällig auch ein Dieb gefangen und gehangen worden. — Der Wachtmannschaftsmann sieht in der sehr kalten Nacht sehr unter dem Galgen und reitet deshalb hin und her in der Umgegend, um sich zu wärmen. So kam er in die Nähe des Kirch-

heſs und ſah das Licht im Kämmerchen der Frau. Er bittet um Einlaß, da er ſterbe vor Froſt. Sie erlaubt es ihm, wenn er züchtig ſein wollte.

Als er warm geworden, bittet er artig, zu ihr einige Worte ſagen zu dürfen. Sie will ihn gern hören. Er ſagt: Ihr ſeid hübſch jung und wohlgeboren, und ſolltet heimkehren, hier nicht klagen, ſondern Almoſen geben um eures Mannes Seele willen: das wäre Gott genehmer. Sie ſingt das alte Lied, daß ſie hier ſterben wolle.

Der Ritter reitet fort und findet den Dieb geſtohlen. Er denkt, die fromme und heilige Frau im Kämmerchen könne ihm rathen. Die läßt ihn auch ein und er ſagt, daß es ihm nun an Gut und Leben ginge. Sie entgegnet:

Wenn du folgteſt meinem rath,
Verlorſt du weder leben noch gut.

Er ſagt: er wolle folgen.

Sie:

Erſtich den einen
Das du mich nennſt zu der e.

Er will es herzlich gern und nun ſagt ſie: Nimm meinen Herrn, der um meiner Liebe willen geſtorben und erſt geſtern begraben iſt, und henke ihn an den Galgen.

Beide holen den Todten heraus.

Der Ritter wirft ein: dem Dieb hätten zwei Zähne gefehlt.

Sie: Nimm einen Stein und ſchlag ſie dem Todten aus.

Er: Das thu ich nicht, und wenn es mir auch ans Leben ginge. Es iſt einem Ritter eine Schande, einem todten Ritter ſo etwas zu thun.

Sie thut es, ſo daß im Oberkiefer kein Zahn bleibt.

Er: Der Dieb hatte auch eine Wunde in der ſeiten und waren ihm die Ohren abgeſchnitten.

Sie: Dann thu' ihm das auch.

Er:

Nie lieber geſelle mir wart
Denn er was do er lebte.

Er ſchäme ſich und würde keine Ehre davon empfahen, wenn ein Lebendiger einen Todten ſchlüge.

Sie thut es.

Er: Noch eine große Sorge: der Dieb hatte die »Zwene« nicht, da ſie ihm, als er gefangen, »ungewart« worden.

Sie:

Verzagteren menſchen ſah ich noch nie
Do mir ſant Helene
Nande ihm heraus die zwene.

Als er dies für eitlen erklärt, thut ſie es und wirft das Abgeſchnittene einem Hunde vor.

Beide hängen nun den Körper auf.

Sie:

Nun wollen wir zur kirche gan
Zu der e will ich dich han.

Er: Er hätte dem allmächtigen lieben Gott verlobt, kein Weib zu nehmen.

Die Frau erſchrak und ſagt:

O ritter gut bis freunden fro
Ich will dir wol getreuen
Du läſeſt es dich nicht gereuen.

Er:

O du ſchemliche frowe!
Du biſt die boſte ob allen wiben
Wer ſolt frn zit mit dir vertriben
Oder dich zu der e nemen
Pfv der muſt ſich ſchemen
Diewil du dinem e mann
So ſchemlich haſt getann
Der durch liebe geſtorben iſt.

Er zählt ihre Laſter auf, ſagt, er glaube, ſie werde dergleichen hinfort nicht mehr thun und ſchlägt ihr das Haupt ab.

Diocletian ſagt: die Strafe ſei gerecht.

Die *Historia septem sapientum* ſtimmt mit dieſem Schluſſe ganz überein. Und eben daher ſchöpfe ich den überzeugenden innern Grund, daß ihr Verfaſſer ein Deutſcher geweſen ſei.

Was der Römer und Franzoſe nicht hatten über ſich gewinnen können, mit der Sühne der Schuld das Gemüth des Hörers von dem Alp einer ſo ſchändlichen That zu befreien: der Deutſche hat moraliſches und künſtleriſches Gewiſſen genug, um allen Reſpekt vor dem von fremder Autorität ihm angebotenen Stoff bei Seite zu laſſen und ſeiner Heldin das fluchbedeckte Haupt vor die Füße zu legen. Ja, die Matrone, die beim Petron, bei dem Verfaſſer des *Liber de VII sapientibus* im franzöſiſchen Mönchsgewand, bei all den Trouvèren des luſtigen Frankreichs, bis auf La Fontaine herab, wenn auch nicht erhobenen Hauptes (bei La Fontaine freilich ſogar ſtolz und gerechtfertigt!) doch ungeſtraft und mit heiler Haut davongegangen war, am Schluſſe der Geſchichte: der germaniſche Novelliſt ſchlägt ihr den Kopf herunter. Es ſcheint in der That, daß der indiſche Geiſt, welcher allein dieſe Geſchichte tragiſch enden ließ, unbewußt ſich hier auf den germaniſchen Urenkel niederge-

lassen hat, um ihm den einzig würdigen Schluß einzugeben. Ja, wir stehen den arischen Ahnen noch immer näher als irgend ein andres Volk der Welt, nur wir konnten noch im 19. Jahrhundert eine Philosophie hervorbringen, welche mit dem tiefsten Religionssystem der Inder so wunderbar zusammenstimmt.

Wie ein Holzschnitt des Meisters Albrecht Dürer gemahnt uns das Gedicht des Hans von Bühel: herbe und lieblich, etwas derbe, «ungefrenzt und unbekrenzt», erfüllt von tiefem sittlichen Geiste.

Mit anmuthigen Zügen im Einzelnen hat er seine Darstellung geschmückt. Diese Züge finden sich zwar schon in der lateinischen und deutschen Vorlage, aber die poetische Form ist das alleinige Verdienst unseres Elsasser Dichters.

So endet die ausführliche Beschreibung vom Sterben des Mannes mit dem schönen Verse:

Yn so we tett sins wibes swerm
Daß yn brach sin getrumwes herz.

Statt dessen der französische Trouvère die Bemerkung macht: er habe keines Löwen Herz gehabt, da er auf solchen Anlaß, um solche Bagatelle gestorben sei. Auch die Rede der Verwandten ist mit vortrefflichen neuen Zügen ausgestattet, wie die Aufforderung Almosen zu geben. Das Zwiegespräch zwischen dem Ritter und der Frau hat das meiste neue Detail aufzuweisen. Man könnte finden, daß der Deutsche hier die Verstümmlung etwas zu sehr ins Grasse und Krasse gehäuft und übertrieben habe. Was die sämmtlichen französischen Versionen einzeln haben, die Verwundung mit dem Degen im Fabliau, das Ausbrechen der Zähne in den *Sept Sages*, das Abhauen des Ohres bei Brantome und das Abschneiden der Nase bei Voltaire: das läßt Hans von Bühel seine Frau alles zusammen vollführen, nur an Stelle der Nase die «Zwene» setzend, zu

deren Verſtümmelung er noch eine weitere Scheußlichkeit hinzufügt. Vor dieſer Ueberladung hatte den Franzoſen ſein größerer Kunſtverſtand für das Detail bewahrt. Andrerſeits aber mußte der Deutſche das Verbrechen der Leichenſchändung um ſo kräftiger hervorheben, je heiliger ihm der todte Körper von uralter Zeit her geweſen war. Schon die Edda prophezeit: einſt werden die Nägel der Todten unbeſchnitten bleiben, und das ſei der Anfang des Weltbrandes. Es war ein alter deutſcher Glaube geblieben, daß, wenn der Todte mit einer Laus am Körper begraben werde, dann ſeine liebloſe Familie, die ihn nicht einmal gewaſchen und das reine Leichenhemd angethan, bald nachſterben müſſe.

Wenn ein friſches Grab einſank, ein Zeichen, daß der Todte verabſäumt worden, ſo muß die Familie auch nachſterben (Kochholz a. a. O. *I*, 203).

Als Otto *III.* in der Gruft Karls des Großen dem Kaiſer einen Zahn zum Andenken aus dem Munde genommen, da erſchien ihm im Traume der Kaiſer, ihm ankündigend: er werde vor der Zeit und kinderlos ſterben. (Brüder Grimm, Deutſche Sagen. Nr. 475.)

Beim Wegziehen aus Weißenburg begruben die Zigeuner einen der Ihren auf dem Kirchhofe, warnend, den Todten nicht zu ſtören. Später aber fand man, bei Ausbeſſerung der Kirche, das Zigeunergerippe. Einer der Arbeiter zog einen Zahn aus dem noch ganz zahnvollzähligen Munde. Es blutete, und bald darauf brannte Weißenburg ab. (Schönwerth, Oberpfälziſche Sagen *III*, 165.)

Solches geſchah wegen eines Zahnes. Und was hatte dieſe treuloſe Wittwe mit dem Körper ihres eigenen Mannes, der aus Liebe zu ihr geſtorben war, gethan!

Dieſe Deutſchen des Mittelalters ſind dabei allerdings von einer gewiſſen Brutalität nicht freizuſprechen, ſie ſtraften zum Berg gehobene

Greuel, während bei dem zarter fühlenden Inder die bloßen sündigen Gedanken ihre Strafe nach sich zogen — wovon Goethe's »Legende« ein so wundervolles Beispiel bietet, wie er andererseits im Gott und der Bajadere die indische Gattentreue unsterblich verherrlichte, zum Beweise, daß der indische Geist in Dichtung wie Philosophie noch immer unter uns mächtig ist.

Indem Hans von Bülow seine Witwe von einer schändlichen Handlung zu einer immer noch schändlicheren fortschreiten läßt, und dies stets nur ganz trocken berichtet, offenbart er uns den ganzen Paroxismus der Leidenschaft, in dem diese Frau sich befinden muß. Eben diese Trockenheit der Darstellung, diese Holzschnittmanier wirkt um so ergreifender. Erst am Schlusse bricht dann der Ritter — hier ein lieber Freund des Verstorbenen! — in einen lange verhaltenen Strom der bittersten Schmähungen aus, bis er sein Schwert zieht und ihr Leben und die Novelle endet.

Gerade im Angesichte dieser tragisch beschlossenen Version empfindet man recht deutlich den fast unbegreiflichen, enormen künstlerischen Mangel aller jener andern Darstellungen. Nur in der deutschen wie in der indischen Version hat die Novelle Kopf und Schwanz, Hand und Fuß.

Wie es den Menschen physische Ueberwindung kostet, das Blut seines Nächsten zu vergießen, so gehört sicherlich ein nicht geringerer ästhetischer Mut dazu, diese Novelle mit der Hinrichtung zu schließen. Aber der Dichter soll, wie Arthur Schopenhauer irgendwo sagt, wissen, daß er das Schicksal ist und daher unerbittlich sein wie dieses. Allein die Franzosen und Italiener und auch, trotz oder vielmehr wegen größerer Heuchelei in diesem Punkte, die Engländer sind eben in Sachen der Moral nicht unerbittlich und so nehmen sie es auch mit der treulosen Witwe nicht so scharf, wie der sittlichere Deutsche, bei dem zwar ganz gewiß die selben Thaten vorkommen, die nämlichen Ehe- und andere Treubrüche,

welcher ſich aber bis auf dieſen Tag das erbiſche Verwerfungsurtheil über ſeine eignen Handlungen bewahrt hat. Er richtet ſeine eignen Thaten, er beſchönigt ſie nicht und hält nicht auch das Unſittlichſte wie La Fontaine für «*pas une si grande affaire.*»

In Frankreich und Italien gilt noch heute der Ehebruch als etwas, das nicht blos an der Tagesordnung iſt, ſondern auch in der Ordnung, in der ſittlichen Ordnung der Geſellſchaft möglich, ja erlaubt.

Wir haben indeſſen bei Betrachtung der Novelle als Fabel geſehen, daß nicht alle deutſchen Autoren die treuloſe Wittwe mit ſo harter Gerechtigkeit behandelt haben wie der ehrliche Hans von Bühel und ſeine beiden Vorgänger bei deren einem (in der Stuttgarter Handſchrift) der dekapitirte Körper der Frau noch obendrein ins Waſſer geworfen wird. Zum dichteriſchen Tragiker gehört eben ein Muth, den mancher Deutſche, der ihn auf dem Kampfplatze wohl hätte, doch in der Arena der Litteratur leider vermiſſen läßt. (Siehe auch unten § 12.)

Später als Hans von Bühel [nach Gräſſe (a. a. O.) 1476] hat noch ein deutſcher Anonymus ein Gedicht «Von den ſieben Meiſtern» verfaßt, welches Adalbert Keller nach der Erlanger, verglichen mit der Berliner Handſchrift, herausgegeben hat. (Altdeutſche Gedichte. Tübingen 1846. S. 15—241.) Der Text unſrer Novelle (S. 184—193) ſtimmt im Weſentlichen, namentlich auch im Schluſſe, mit dem Bühler überein, an poetiſchem Werth ſteht dieſe Bearbeitung ihm entſchieden nach.

Daß der erſte Druck der deutſchen Proſaüberſetzung 1473 erfolgt ſei, habe ich ſchon angeführt. Zahlloſe Wiederholungen an den wichtigſten Druckorten Deutſchlands folgten.* Mitten unter dieſen deutſchen Ausgaben findet ſich ſeltſamerweiſe urplötzlich eine Rücküberſetzung ins La-

* Aus der deutſchen Quelle floß wohl auch die niederländiſche Ueberſetzung: Dat hyſtorie van der ſeuen wyſe mannen van Romen. Te Delft in Holland 1483. Ebenſo die däniſche: De ſiu vyſe mæſtere. Kiøbenhavn 1671. Und der ſchwediſche: The Sju Vyſe Mäſtare. Stockh. 1770.

teinische ein: *Indus septem sapientum de Astrei regii adolescentis educatione, periculis, liberatione, insigni exemplorum amoenitate iconumque elegantia illustratus antehac latino idiomate nunquam editus. Francofurti ad Moenum, apud P. Refeler, impensis Sigism. Feyerabend.* (o. J.) Ebert ſetzt den Druck «um 1560», Renouard «um 1570». Die Ueberſetzung iſt nach einer deutſchen Vorlage angefertigt, ihr Verfertiger, der Juriſt Modius, muß, ehe er ſich daran machte, längere Zeit im Monde gelebt haben, daß ihm von der Exiſtenz der *Historia septem sapientum* nichts bekannt geworden war.

Die Ausgaben der deutſchen Sieben weiſen Meiſter reichen ſelbſt bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein.

In den «Deutſchen Volksbüchern nach den älteſten Ausgaben hergeſtellt» von Karl Simrock (Frankfurt a/M. 1839—1855) bilden «die ſieben weiſen Meiſter» das *XIII.* Heft. In unſrer Novelle (S. 91—96) hat ſich Simrock, von der modernisirenden Sprache ganz abgeſehen, eigenmächtige Verſtümmelungen erlaubt, wie überhaupt in ſeinen Neuausgaben.

§ 12.

Die Novelle von der Wittwe war trotz ſo langer Wanderung durch die Nationen und die Jahrhunderte noch nicht müde geworden, meiſt in der alten, jedoch neu aufgeputzten Geſtalt, mitunter auch, indem ſie in ganz neue Formen und Verbindungen einging, im Deutſchen Reiche ihren Weg weiter zu verfolgen.

In einer ſehr merkwürdigen Umbildung tritt ſie uns entgegen in Hans Wilhelm Kirchhof's «Wendunmuth», von welchem die erſte Ausgabe 1563 zu Frankfurt a/M erſchien.

»Eine Wittwe konnte sich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ sich also einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübscher Bursche war, einmal statt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch zufrieden und als sie am Morgen das Frühstück nicht kochen lassen konnte, weil die Magd sagte, es sei kein Holz mehr da: befahl sie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen.« (Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung, [1859] II, 96. In der Ausgabe des »Wendunmuth« von Oesterley [1869] I, 348: mit der Bemerkung »*Schimmerus dictavit*«.)

In den Fastnachtsspielen des Jakob Ayrer, im zweiten Theil des »Opus Theatricum« (Nürnberg 1618, nach des Verfassers 1605 erfolgten Tode) erscheint ebenfalls ein 14 Strophen langes Lied vom hölzernen Johannes, das ein Bauer am Hofe Alexanders des Großen diesem vorsingt. Das betreffende Fastnachtsspiel ist das 39ste und überschrieben »Hofleben kurzer Begriff«. (Ausgabe von A. Keller [1865] II, 960, 28.) Das »Lied« stimmt mit Kirchhof's Erzählung überein.

Eine englische Version der letzteren steht in dem von Oesterley herausgegebenen Buche »*A Hundred Merry Tales. London 1866*«. Dieselbe (no. 6) hat die Ueberschrift: »*Of the burnyng of old John.*«*)

Beinahe hundert Jahre nach Kirchhof folgte Christian Fürchtegott Gellert, sonst der Nachahmer La Fontaine's, diesmal seinem deutschen Vorgänger. Das betreffende Stück in den »Fabeln und Erzählungen« (Erste Ausgabe Leipzig 1746) ist »die Wittwe« betitelt. Gellert's »Wittwe« opfert den geschnitzten Gatten, um für den neuen Freier eine Kanne Schmerlen sieden zu lassen.

*) Auf die innige Verwandtschaft der Geschichte vom hölzernen Johannes mit unserer Novelle habe ich schon 1871 aufmerksam gemacht, ohne Oesterley's und Keller's Ausgaben zu kennen. Der Notiz über das englische Version verdanke ich den gütigen Mittheilungen von Reinhold Köhler und Johannes Bolte.

In den Dreißiger oder Anfang der Vierziger Jahre ist Gellert's Fabel dramatisirt worden als »die Matrone von Ephesus«. Dem Holzbilde ist hier ein Wachsbild substituirt und es werden aus demselben die Karten für das Hochzeitsmahl gegossen! (Abgedruckt in Gubitzens Jahrbuch [illegible], siehe darüber Bruno Bucher in der Wiener »Presse« vom 23. Januar 1872.)

Wie Petronius die tiefsinnige, edle und schöne indische Novelle zu einem römischen Wachtstubenabenteuer herabgesetzt hatte, so ist sie hier zu einem platten Bauernwitz geworden; der freilich, in seiner Art, ebenso vortrefflich als das Lustspielchen des römischen Konsuls.

Als ein wundersames Gegenstück, woran die Erinnerung vielleicht dem ersten Erzähler und Sänger des keltischen Johannes nicht entschwunden war, erscheint uns jenes tiefpoetische, sinnigmelancholische Waldbild, welches der kühne Wolfram von Eschenbach von der schönen Sigune entworfen, die ihres Tschionatulander's Leiche einbalsamirte und in den Zweigen einer Linde neben sich aufbewahrte, um daneben wie eine Turteltaube zu klagen. Und als Parcival sie überredet, den Geliebten zu bestatten, ging sie als Einsiedlerin

»zu jenem Berg, der Munsalvat genannt«.

Auch diese Dichtung Wolfram's und des späteren Albrecht von Scharfenberg hat schon ein Vorbild an dem Roman des Ephesiers Xenophon. Im Eingang des 5. Buchs wird die Liebe des Aegialeus und der Thelxinoe einfach und rührend dargestellt. Aegialeus zeigt dem Habrokomes seine einbalsamirte Gattin. Dem Habrokomes würde sie wie eine alte Frau vorkommen, ihm selbst sei sie trotz Alter und Tod noch immer die jugendlich blühende Geliebte. Er esse und schlafe mit der Leiche und denke dabei an die einstigen Festnächte. [illegible] (Xenophon. Ephesius, *ed. Locella*, p. 89.)

Nach Goedeke's Tabelle der einzelnen Erzählungen in den verſchiedenen Redaktionen des Siebenmeiſterbuchs (a. a. O. und Grundriß I, 321) machte der Augsburger Bürger und Meiſterſänger Sebaſtian Wild aus demſelben ein Schauſpiel, in welches auch unſre Novelle eingearbeitet iſt:

Sechtzehen Comedien vnd Tragedien zwölff:
Auß heiliger Göttlicher ſchrifft, vnd auch auß etlichen Hiſtorien gezogen.
Alle ſehr lieblich vnd annemlich, etwa trawrig vnd frölich zu hören vñ zu leſen.
In dem der Welt lauff grundlich fürgebildet vnnd angezeigt wird,
Welche auch Chriſtlich, auſſerbäwlich vnd nutzlich, ſonderlich für die
Jugende, zur übung zuhalten vñ zu leſen ſind.
Auſſs new in Truck verfertiget
Durch Sebaſtian Wilden
M D LXVI

Gedruckt zu Augſpurg durch Matthesum Francken.

Nr. 11 enthält: »Die ſiben weiſen Maiſter / Von des Keiſers Pencranus Son.«

In dem, als Vorläufer des Simpliciſſimus zu betrachtenden, Werke »Wunderliche und wahrhafftige Geſichte Philanders von Sittewald d. i. Straff-Schriften Hanß Michael Moſcheroſch von Wilſtadt.« (Ausgabe letzter Hand: Zwei Theile. Straßburg 1650 und wiederholt daſelbſt 1666/67) ſteht unſre Geſchichte im 3. Geſicht des II. Theils, welches »Weiberlob« betitelt iſt. Sie beginnt: »Es war zu *Epheſo* ein Weib ...« und iſt eine bloße Verdeutſchung des Petronius. Am Schluſſe heißt es: »Mich deucht, ſprach ich, ich hab' dieſe Hiſtori zu vorhin bei den Sieben Weiſen Meiſtern auch geleſen. — Ja, ſprach Freymund, etwas davon, doch nicht ſo ſchön als wie ſie *Petronius* in trefflichem Latein beſchrieben.«

Moſcheroſch (1601—1669) giebt ſelbſt an, daß er »nach ungefährlicher Anleitung« der Viſionen des Don Franzisco de Quevedo Villegas (1580—1645) gearbeitet habe. Dieſe Angabe bezieht ſich aber nur auf die

» Geſichte des *I.* Theils: ſein *II.* Theil (ebenfalls » Geſichte) iſt ohne direktes Vorbild.

Uebrigens wird auch bei Quevedo im **dritten** Traum ſehr lebendig die untröſtliche und doch bald getröſtete Wittwe geſchildert, allein die petroniſche Geſchichte kommt nicht vor. Moſcherosch (im *I.* Theil der Geſichte) hat dieſe Epiſode unter dem Titel »Troſt der Wittwe« wiedergegeben.

Auch ſchon im **zweiten** Traum heißt es von einer Wittwe (in der mir augenblicklich allein zugänglichen italieniſchen Ueberſetzung): »*Una ne vidi appunto che piangeva con l'occhio destro il suo defunto marito, e rideva con il sinistro che è quel del cuore per il suo amico.*« (*Estratto de' sogni di D. Francesco Quevedo. Trasportati dal francese per Innocenzio Maravaviti. Venezia 1718.* Die erſte Ausgabe der »*Sueños y discursos*« erſchien Barcellona 1628.)

Ein eigenes Buch, in welchem, ohne irgend einen Vorgänger zu nennen, der Stoff behandelt wird, verfaßte der unter dem Pſeudonym »Veriphantor« ſchreibende Johann Georgius aus Kronſtadt in Siebenbürgen, deſſen früheſtes Werk »Jungferlicher Zeit-Vertreiber« bereits 1665 erſchien.

Im Meßkatalog von 1714 wird von ihm aufgeführt: »Don Quevedo Satyriſche Schreiben an den Philander von Sittewald. Vier Relationes. Veriphantor's Satyriſche Schriften als der betrogene Frontalbo, der Jungferliche Zeit-Vertreiber, buhlende Jungfer, ausgefragte Frau, ſcheinheilige Wittwe.« (Frankfurt a/d Oder, bei Joh. Völckern.)

Eine Separatausgabe der letzten Schrift iſt die folgende ſehr ſeltene, deren Titel ich deshalb nach dem in meinem Beſitz befindlichen Exemplar* vollſtändig herſetze:

* 62 Seiten in klein Octav; mit einem Titelkupfer, die Wittwe mit aufgelöſtem Haar auf dem Kirchhof darſtellend.

Die

Nach Abſterben ihres Mannes

Scheinheilige

Wittwe,

Oder einerley

Leichtſinnigkeit der Weiber,

Welche vorgeſtellet wird

An der Scheinheiligen ARETA

Die da glaubte

Daß das höchſte Gut beſtehe in denen

fleiſchlichen Wollüſten ꝛc.

Einer jedweden Gottesfürchtigen

Frauen dieſe Meinung und Laſter zu

verabſcheuen, und gottſelig zu leben,

Mit Fleiß gezeiget,

Dieſem iſt auch noch beygefügt, eine

Hochnutzliche Rede an den Leſer,

Darinnen eine tugendſame Frau ganz eigentlich

beſchrieben wird,

Allen jungen Frauen höchſtnöthig zu leſen,

Von

VERIPHANTOR.

Cöln, 1735.

Der Inhalt ist kurz folgender:

Die ihren ebengestorbenen Gatten betrauernde Areta empfängt einen jungen, sehr reichen Mann, der ihr bereits früher den Hof gemacht und sie nun trösten will. Als sie nach und nach auf ihn hört, sagt er: es sei schon das dritte Jahr, daß die Pest unter dem vierfüßigen Vieh so großen Schaden thäte. Ein heiliger Mann habe ihm nun gerathen, sich die Beine und Ohren eines Verstorbenen, der mehr als 40 Jahre alt geworden, zu verschaffen und sie in Pulverform den Thieren einzugeben. Nach einigem Sträuben ergreift die Wittwe ein scharfes Handbeil und Säge, geht in die Grube, wo der Körper ihres Gatten aufgebahrt liegt, und bringt in einer Schürze dem neuen Freier das Gewünschte. Derselbe verfährt damit nach Vorschrift und der Aberglaube machte auch, daß die Pest nachließ.

Eingeflochten ist eine zweite Geschichte, welche eine Freundin der Areta von ihrer Mahme erzählt. Diese habe aus dem Körper ihres verstorbenen Mannes für den neuen Buhler einen Riemen geschnitten und gerben lassen. Es war dem Buhler nämlich mit ihr ergangen wie dem Simplicissimus in Paris (im vierten Buche der Ausgabe von 1671) und er verlangte sich mit dem »Menschen-Riemen« zu gürten, als Mittel, »seine Kräfte wieder zu erhohlen«!

Der Liebhaber der Areta wird ihrer bald überdrüssig und tritt eine Reise an, um von ihr loszukommen.

Eine *Captatio benevolentiae* Veriphantor's an die geneigte Leserin scheint wie eine schwache Erinnerung an den Schluß der *XV joies de mariage*: »Wolte mich einer fragen, warum ich eben das weibliche Geschlecht zu carpiren vorgenommen? So antwortete ich, daß vor dieses mahl die Reihe an ihnen gewesen, ein andermahl dörffte es wohl ein anderes treffen.«

Der nächste Bearbeiter war der Verfaſſer des Heldengedichts «Der Wurmſamen», Daniel Wilhelm Triller: «Poetiſche Betrachtungen über verſchiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien. Hamburg 1725—1739. Sechs Bände.»

Chriſtian Felix Weiße ſchrieb ſeinen erſten dramatiſchen Verſuch «Die Wittwe von Epheſus» ſchon auf der Schule 1744, verbeſſerte das Stück ſpäter in Leipzig um 1750 «ſo gut er konnte» und ließ es im Einzeldruck erſcheinen und aufführen. 1767 nahm er dieſe, in Alexandrinern «gedichtete» Piece, ebenſo geiſtlos langweilig wie ſeine ſpäteren, in die zweite Auflage ſeines «Vertrags zum deutſchen Theater» (5 Theile 1767—1771) auf, wo ſie im 2. Theil zu finden iſt. Nochmals ließ er ſie abdrucken in ſeinen «Luſtſpielen». Leipzig 1783.

Leſſing's erſter Entwurf einer «Matrone von Epheſus» iſt von 1748. In Hamburg, 1767, nahm er das Stück wieder vor, fertig geworden ſind nur 8 Scenen, die erſt aus dem Nachlaß herausgegeben wurden (Berlin 1784). Es iſt in jener ſeiner erſten, Plautus und die Franzoſen verquickenden Luſtſpielmanier. Ueber den inſpirirenden Genius, auch Weſtes, Boudar de la Motte (vgl. oben S. 85) hatte er ſich in der «Dramaturgie» (Werke I II, 160 f. der Lachmann'ſchen Ausgabe) ausführlich verbreitet. Er nennt hier u. a. «das Märchen des Petron unſtreitig die bitterſte Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden.»

Goedeke's Grundriß II, 619 verzeichnet dazu: Die Matrone von Epheſus. Luſtſpiel in 1 Akt. Von Leſſing. Ergänzt von K. L. H. Kalbeck. Mannheim 1790.

«Die Matrone von Epheſus. Ein Nachſpiel. 1764» wird im Katalog der Weimarer Bibliothek aufgeführt.

Die Behandlung bei Jakob Friedrich Schmidt (Kleine poetiſche Schrif-

ten. Altona et Lübeck 1766) wird wohl ähnlich sein wie die Trillers, «denn den habe ich auch nicht gelesen».

Die erste deutsche Uebersetzung der Matrone von Ephesus lieferte Wilhelm Heinse (1746—1803) in dem ohne seinen Namen erschienenen Buche «Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyrikon des Petron übersetzt. Rom 1773» (Zwei Bände; der wahre Druckort ist Schwabach). In seinen Briefen an Gleim (Erlangen den 17. April und 18. Juli 1772) hat er dies Werk ausdrücklich als das seinige anerkannt. Die 48 Seiten lange Vorrede zum ersten Bande ist unterzeichnet «Geschrieben in Augsburg im Februar 1773 während meiner Reise nach Italien um den Winkelmannischen Apollo zu betrachten.» Das 6 Seiten lange Vorwort zum zweiten Bande beginnt: «Lesen Sie nur weiter, was Sie nun lesen werden, ist eigentlich das, was dieses Werk des Petron bei allen Nationen so beliebt gemacht hat. Die Erzählung von der Matrone von Ephesus, das Gedicht auf den bürgerlichen Krieg, die Beschreibung der Liebeshandel des Enkolp mit der Circe sind immer bewundert, öffentlich und heimlich nachgeahmt und übersetzt worden. Aber darin glänzt der Genius des Petron ... und eben deswegen habe ich dieses Werk übersetzt.» Die Erzählung selbst steht auf Seite 112—123. In Anmerkungen weist Heinse auf Johannes Salisberiensis und La Fontaine hin, welch letztrer den Petron verschönert habe! Zum Schlusse macht der damals 26jährige Dichter das folgende interessante Geständniß. Er referirt vom Joh. Salisberiensis, daß nach Flavianus das Weib wie eine ehebrecherische Mörderin bestraft worden sei, und fährt dann fort: «Höchst unbillig wäre das Urtheil gewesen! die alten Griechen, selbst Drako würde nie so einfältiglich und grausam gestraft haben. Man setze sich nur an die Stelle der Matrone! Man wird nichts Unnatürliches finden.»*) Ich setze diese

*) Heinse befindet sich hier in schöner Uebereinstimmung mit Lessing: «Bei Petron glauben wir, was sie thut, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen

Stelle aus der vor mir liegenden Originalausgabe des seltenen Buches her; denn leider hat Heinrich Laube dies für die Entwicklungsgeschichte Heinse's so bedeutsame Werk, das außer den Vorreden auch noch zahlreiche Exkurse in Anmerkungen von seiner Feder enthält, von der Gesammtausgabe ausgeschlossen, während er doch sogar die weit weniger wichtigen Prosaübersetzungen aus Ariost und Tasso mittheilt. Von einem Schriftsteller, der wie Heinse bei dem außerordentlichsten Genie doch nur so wenige Früchte desselben hinterlassen hat, ist jede Zeile kostbar und muß konservirt werden.

Musäus (1735—1787) in den «Volksmärchen der Deutschen» (1ste Ausgabe, in 5 Theilen, Gotha 1782—1786) erzählt eine Geschichte vom Grafen Heinrich von Gallermünd und seiner Gemahlin Jutta von Oldenburg, welche sich Treue über dies Leben hinaus geschworen hatten. «Sie fand großen Trost in der Assecuranz ihrer Liebe in jenem Leben und entsagte bereitwillig dem gewöhnlichen Ehereservat wieder zu nehmen, wenn der Tod nimmt:» in dieser unerträglich widerwärtigen, winselnden, mit geschmacklos angewandten Fremdwörtern kokettirenden Manier verunstaltete dieser Weimarische Schullehrer die herrlichsten Volksmärchenstoffe.

«Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus».

Goethe.

Graf Heinrich kommt in einer Fehde wider die Stedinger um und

La Trinité se passe,
Invention, invention, inventame;
La trinité se passe
Malbrough ne revient pas

Liebhaber vermittelst des rechten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Reimes und der Assonanzen wegen, verstehen zu müssen. — a. d. E.

Madame à sa tour monte,
Mironton, mironton, mirontaine,
Madame à sa tour monte,
Si haut qu'elle peut monter.

Elle aperçoit son page,
Mironton, mironton, mirontaine;
Elle aperçoit son page,
Tout de noir habillé.

Beau page, ah! mon beau page,
Mironton, mironton, mirontaine,
Beau page, ah! mon beau page
Quell' nouvelle apportez?

Monsieur d'Malbrough est mort,
Mironton, mironton, mirontaine,
Monsieur d'Malbrough est mort,
Est mort et enterré.

Weil der Wittwe ebenfalls durch den Pagen die Todesnachricht überbracht wurde, so überschrieb Musäus seine Erzählung: «Liebestreue oder das Märchen *à la* Malbrouk.» Jenes reizende französische Volkslied war grade um das Jahr 1781 bekannter geworden. Am Hofe Ludwigs XVI. sang es die Amme, Madame Poitrine, an der Wiege des Dauphins.

«... Das Liedchen verfolgte den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Neapel hinunter, und wär' er nach Smirna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Laufen das Lied.»

Goethe.

Chateaubriand hatte das Lied im Orient singen hören und versetzt seine

erſte Entſtehung in die Zeit der Kreuzzüge. In der Verſion, aus der ich eben einige Strophen citirte, iſt übrigens gar keine Anſpielung darauf enthalten, daß die Wittwe den Pagen heirathe. Bei Muſäus baut nun die Wittwe dem Verſtorbenen ein Monument und trauert daran ſo lange, bis ſie zuletzt doch den Pagen heirathet. In der Hochzeitsnacht erſcheint aber ihr todter Gatte als Geſpenſt und holt ſie zu ſich. Die Quelle des Muſäus habe ich leider nicht aufzufinden vermocht.

Der durch Goethe's anheimelnde Beſprechung*) geehrte Nürnberger Dialektdichter Johann Konrad Grübel (1736—1809) behandelte in einem ſpäteren Bande — Goethe'n lag nur der erſte (1798) und zweite (1800) vor — auch unſre Geſchichte, die er mit vielen originalen kleinen Zügen ausgeſtatten wußte: Gedichte in Nürnberger Mundart. Drittes Bändchen. Nürnberg 1802. Wiederholt in den »Sämmtlichen Werken.« Herausgegeben von Frommann. Nürnberg 1827. II, 38—48. Die Ueberſchrift lautet: Die zärtliche Frau. Ich gebe einen von Dr. Johannes Volte für mich gemachten Auszug aus dem 76 Strophen langen Gedichte:

(1.) Wenn mi mei Lebta wos haut dauert,
So dauert mi dös Frau eiz dan;
Denn ſu haut doch noch kana trauert, —
Es git ſchs ab, dös wär'n frauli. . . .
Wos derer on an Mob is g'lögʼn,
Dös haut ſi aff der Leut ſchs vergt.

Nach zweijähriger Ehe ſtirbt der Mann, die Frau iſt untröſtlich, will ſich von der Leiche nicht trennen.

*) In der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Jena 1804, Nr. 37 vom 11. Februar 1804. In der gleichen Nummer geht die ausführliche Recenſion von Gabler's allemanniſchen Gedichten vorher. In der Vollſtändigeren Ausgabe letzter Hand nahm Goethe (Band XXXIII) beide Recenſionen in der gleichen Reihenfolge auf und ließ unmittelbar darauf die ſchöne Anzeige von Arnim und Brentano's »Wunderhorn« ebenfalls aus der Jenaiſchen Literaturzeitung, aber von 1806 folgen. Die anderen Recenſionen aus dem Jahrgang 1804 ſtellte Goethe abſichtlich erſt hinterher.

Es hilft finſt nit, es muß doch g'ſchog'n,
Der Mob muß doch begrab'n ſei.
Die Frau ſagt endli doch: Meinetwög'n,
I leih'r kögli ba ihm ei.
A Grab, des ihnen g'weſt is eig'n,
A Fenſter on der Seit'n drob,
A Stöig'n, daß mer nob koh ſteig'n, —
Und öiz, dan unt'n ligt der Mob.

Am nächſten Tage geht ſie hinaus.

Dan nehmt mer mit a Bundh zon Löſ'n,
A Eſſen, a Waſſer und an Krong,
A klana Bank zon Niederſetz'n,
Zwa Leichter und an Feuerzeug . . .

Die Mad haut g'fragt, wöi lang daß a' bleibe?
Sie kumma doch a Nachts hamm zon Eſſ'n?
«Na, wenn der Wächter elfa ſchreit,
So kennt 'r a Latern bringa.
Ihr dörft ner ſachti klopf'n ob,
Will ſchaua, ob i mi koh zwinga,
Und ob i wider hammgöih koh.»

So gehts einige Tage; oft bleibt ſie bis Mitternacht im Grabe; da ſieht eines Nachts ein Soldat, der in der Nähe am Galgen Wacht hält, das Licht, geht darauf los, öffnet das Fenſter, fragt, wer da ſei, er habe ſich verirrt. Sie weiſt ihn auf die Straße.

«Ja, ſagt er, um des Hamm'ls will'n,
Wos mach'n denn dauin nau Sie?»
«Dauin will i mein Jammer ſtill'n;
Wenn S' mer ſo gout, verlauß'n S' mi.»

Da alle Tröſtung vergeblich, wünſcht er angenehme Ruhe und geht ab. Am andern Abend tauſcht er die Wache mit dem, der ſie halten ſollte, und klopft wieder an und wird diesmal eingelaſſen, und ſchließlich

(19.) Er dörf ſ' öis b'ſondr'n, wenn's 'n g'fällt;
Es wörd ſcho wos in's Grab mitg'numma,
Wos s' eſſ'n und wos s' trink'n b'ſtellt.

Und ſo tröſtet er mehrere Abende, da findet er einmal bei der Rückkehr den Dieb nicht mehr, verzweifelt, will deſertiren. Sie: obs nicht mit Geld gutzumachen ſei? Nein. Sie ſinnen hin und her. Endlich:

(26.) Oft, wou mer koh kan Kaurb nit finna,
Und wou mer glabt, es git goar kan,
Dau lauß mer net die Weiber b'ſinne,
Wenn ſ' woll'n, finna ſ' ſicher an.
Sie ſagt: Wenn alle Mitt'l g'inna, —
Es kummt mi freili ſauer ob,
So nehmt mer halt mein Mob dawinna,
Und denk'n halt öis den g'ſchwink drob.

(27.) »Madam, dös rhöt'n Sie meintwög'n?
Für mich und für mei Löb'n dau?«
»Es hilft ſunſt nix, wos mouß ſo g'ſchög'n,
Denn ſunſt vergeibt die Zeit dernau.
Dis faſſ'n A' 'n halt ob dan Höiß'n,
Und zeig 'na ſaber raus zon Hoarg. —
Wenn freili, der daß lebt, möißt' höiß'n,
Und denk'n lauß'n, dös wär' oarg.

Er: Der Mann habe aber nichts an, und müſſe grade ſo ausſehen wie der Dieb. Sie: Was er denn für Kleider angehabt? Daheim habe ſie noch viele.

(32.) «Er haut halt ſchwarz Haar'n g'hatt'n,
An blaub'n Ruk, faſt völli neu.»
«Dös hab' i von mein lieb'n Gatt'n,
Und will ab alles ſchaff'n glei;
Wer, daß mer g'ſchwind in's Haus hamm kumma,
Dös treff' mer nau ſcho alles ob.»

Sie kleiden den Todten an und ſchleppen ihn zum Galgen, da legt er ihm plötzlich nieder:

(33.) «Grod hab' i's Beſt vergeſſ'n möſſ'n:
Sie hab'n jo kan Strick nit miet!»
Thout s' halt a Strumpfband rab von Föſſ'n,
Des ander ab; ans langt jo niet.

Er legt die Schlinge um den Nagel.

(34.) Eiz thout er'n aff die Lattern zög'n, —
Er meg éiz leicht ſei oder ſchwer, —
Und ſie thout um'n kreuli ſchöib'n,
Au weit halt, als s' kab langa ner;
Er hebt 'n mit der Schlinga nüber:
«No, ſagt er, ju, — éiz henkt er dau.»
«Jo is doch dös éiz ab verüber, —
Sagt ſie ganz leis, — éiz bin i frauh!»

(35.) Mörd doch ka Menſch döi Frau nit ſchönd'n?
Wenn döi ka röcht's gout's Herz hätt' g'hat!
Dös Unglück, des s' dau ob thout wend'n,
Haut doch den raud'n Moh nit g'ſchad't.

Wos wär' dos für a Reſinieren!
Wos hätt'n dau die Leut' mit g'ſagt!
Und meißt' den neun ab verlieren! —
I denk', ſie hätt's ſcho röcht ſo g'macht.

Und wos ſi ſunſt no zon hätt trog'n,
Dau wäß i weiter nix dervon,
I mog nix ſchreib'n, mog nix ſog'n,
Wos i nicht röcht g'wieß wiß'n koh.
Zu koh' i 's in wa Böichern g'leſ'n,
Und aſ wos Druckts verlaß' i mi,
Do is ja Alles wahr'r g'weſ'n,
I koh' ka Wort dervon g'macht, ih.

In der Entſchuldigung der Handlungsweiſe der Wittwe finden wir den ehrſamen Nürnberger Flaſchner Klempner meiſter alſo mit Heinſe und Leſſing den dritten im Bunde bildend.

In durchaus eigenthümlicher Weiſe hat Clemens Brentano das Sujet behandelt in ſeiner Ballade «des todten Bräutigams Lied». Daß ihm irgend ein Volkslied dabei vorgelegen, iſt nicht unwahrſcheinlich, jedenfalls hat er ein Volkslied daraus gemacht, welches recht gut in «des Knaben Wunderhorn» hätte ſtehen können. Die Abfaſſung fällt in Brentano's früheſte Zeit, und nur hieraus iſt die etwas ſehr laxe Moral zu erklären. Wäre er ſchon der Dichter der «Romanzen vom Roſenkranz» oder der «Geſchichte vom braven Caſperl und dem ſchönen Annerl» geweſen, ſo würde er auch dies unſer Sujet tragiſch aufgefaßt und behandelt haben. Denn das Verhältniß von Schuld und Buße iſt ja das eigentliche Thema von allen Dichtungen des Clemens Brentano. Es tritt auch in ſeinem «Lied des todten Bräutigams» hervor, nur daß die Buße hier, — die treuloſe Heldin heirathet einen armen Mann, — eine

niedere weltliche ist, während der Dichter später der höheren, christlichen Sündentilgung allein in ihrem Rechte verholfen haben würde.

August Klingemann schrieb 1817 »Die Wittwe von Ephesus. Lustspiel in 1 Akt und in Versen« und da er Direktor des Braunschweiger Hoftheaters war, so spricht die Vermuthung dafür, daß sein Stück auch aufgeführt sein wird. Ich habe es nicht gesehen.

Die letzte, mir bekannte Bearbeitung des Stoffes rührt von dem zum Deutschen gewordenen Franzosen Adalbert von Chamisso her, dem Dichter von »Schloß Boncourt«. Sein »Lied von der Weibertreue« (Gedichte. Zweite Auflage. Leipzig 1834. S. 208—214) kündigt sich gleich mit dem Motto aus La Fontaine's Matrone d'Ephèse als eine Nachahmung derselben an, doch sind auch einige Züge aus den deutschen Sieben Meistern hinübergenommen. In der ersten Hälfte der 21 Strophen langen Ballade ist der Hunger der Wittwe und ihrer Amme das Hauptmotiv: dreizehn Mal kehrt der Refrain wieder:

Es plagt sie sehr der Hunger.

Der Humor kann freilich auch das materiellste Ingrediens zu sublimer Wirkung verwenden, aber bei dem Verfasser von »Peter Schlemihls wundersamer Geschichte« ist der Humor diesmal leider ausgeblieben.

Nachdem der Hunger endlich gestillt ist, bekommen wir in der zweiten Hälfte des Poems zehn Mal den Refrain zu hören

Du lieber, lieber Landsknecht.

Die Schlußstrophe lautet:

* Erwähnung sei erwähnt, daß Chamisso dies schöne Gedicht 1827 deutsch gedichtet und erst 1829 von demselben eine französische Uebersetzung im Versmaaß des Originals gemacht hat. Die letztere ist zuerst gedruckt nach des Dichters Tode († 1838) in Chateaubriand's *Memoires d'outre tombe. Paris 1849 1850 tome VI.* Diese Thatsachen sind durch einen Sohn des Dichters, auf Grund der Originalmanuskripte, festgestellt in der Berliner Vossischen Zeitung von 1879.

So ſchleifen hinaus ihn alle drei
Und hängten ihn an den Galgen frei;
Und ſtreift nun der Wind die Haide entlang,
So geben die Knochen gar guten Klang
Zum Lied von der Weibertreue.

Die ganze Behandlung des Stoffes hat, auch ſprachlich, etwas gradezu Rohes. Wenn Chamiſſo in den Terzinen »Eine Sage von Alexandern« ſingt:

»Hat Menzel mir den Lorbeerkranz gewoben«

ſo war der letztere für dieſe Leiſtung ſicher nicht geflochten.

§ 13.

DAMIT wir ſoeben die nur durch wenige Oaſen unterbrochenen dürren Wüſtenpfade verfolgt, auf denen unſre Novelle in den letzten Jahrhunderten, ſeit dem trefflichen Hans von Bühel, im Reiche der deutſchen Kunſtdichtung ihre Wanderung fortgeſetzt hat: ſo erblicken wir auf einmal, freudig überraſcht, ihre von unſterblicher Jugend ſtrahlende Geſtalt in dem von den Brüdern Grimm uns wieder erſchloſſenen Märchenwalde der Volkspoeſie.

Denn die echte, die ungeſchriebene Volkspoeſie läuft noch immer neben ihrer akademiſchen Halbſchweſter her, wie einſt die ſüßeſten Melodien und Worte des deutſchen Volksliedes die fade, zopfige, proſaiſch bürgerliche Meiſterſängerei akkompagnirten.

Die Geſchichte von der treuloſen Wittwe iſt im deutſchen Thierepos wiederholt worden.

In den »Kinder- und Hausmärchen, Gesammelt durch die Brüder Grimm« gehört nämlich das »III« im I. Bande* ganz offenbar zu unserm Novellenkreise. Es ist überschrieben

Die Hochzeit der Frau Füchsin.

Grimm's theilen hier zwei Versionen mit. In der ersten stellt sich ein alter Fuchs scheintodt, weil er glaubte seine Frau sei ihm nicht treu. Alsbald melden sich die Freier, welche von der Magd Jungfer Kaue empfangen werden. Auf deren Meldung bei der Frau Füchsin werden indeß alle abgewiesen, bis der rechte, nämlich einer mit neun Schwänzen, wie ihr Verstorbener, kommt. Als die Wittwe das hörte, sprach sie voll Freuden zur Kaue:

Nun mache mir Thor und Thüre auf
Und kehre den alten Herrn Fuchs hinaus.

Der regte sich aber, als eben die Hochzeit gefeiert werden sollte, unter der Bank, prügelt das ganze Gesindel durch und jagt es sammt seiner Frau zum Haus hinaus.

In der zweiten Version ist der Fuchs wirklich gestorben. Als Freier kommen Wolf, Hund, Hirsch, Hase, Bär und alle Waldthiere, denen jedoch immer eine von den guten Eigenschaften des alten Fuchses fehlt. Endlich aber kommt ein junger Fuchs, der rothe Höslein und ein Spinnmaulchen wie der alte hat. Da heißt es:

* Seite 241—243 der »zweiten stark vermehrten und verbesserten Auflage« (Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung, 1843). Ich nenne diese, weil ich in ihr die Märchen zuerst kennen lernte. Der erste Band der ersten Auflage erschien Berlin 1812, der zweite Band Berlin 1814. Die zweite Auflage in drei Bänden Berlin 1819—1822. Die 3te Auflage 1837, die 4te Auflage 1840. Die »6te vermehrte und verbesserte Auflage« (Göttingen 1850). Bei Lebzeiten der Brüder erschien das Werk dann nur noch einmal: »Siebente Auflage« (Göttingen 1857) 2 Bände, wie die vorhergehenden. Vor dem dritten, die literarischen Nachweisungen enthaltenden Bande ist die Ausgabe letzter Hand die 3te Auflage, Göttingen 1856.

Katze, kehr die Stube aus
Und schmeiß den alten Fuchs zum Fenster hinaus.
Brachst' so manche dicke fette Maus,
Fraß sie immer alleine,
Gab nur aber keine.

Schluß und lustige Hochzeit.

Wilhelm Grimm hat hiezu angemerkt, dieses Märchen werde vielfach in Hessen und in den Maingegenden erzählt. Der alte Fuchs sei in manchen Versionen nur scheintodt, wie im altfranzösischen Gedicht. (a. a. O. III, 67 der dritten Auflage).

Im altfranzösischen *Roman du Renart* hat übrigens die betreffende Erzählung eine weitere Aehnlichkeit mit dem Grimm'schen Märchen nicht. Renart stellt sich todt, um seinen Feinden und der Bestrafung am Hofe König Nobel's zu entgehen. (*Les Romans du Renart. Par A. Robe.* [*Paris* 1845] *p. 211—216*).

In Hannover ist dieses Märchen von einem Löwen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch noch erzählt worden, und erinnerte sich der verehrte Litteraturfreund, dem ich diese Notiz verdanke, namentlich des in der Jugend gehörten Verses:

Schmeißt den alten Herrn Löwen zum Fenster hinaus.

Von einer Katze wird es in Rostock erzählt. Die Jungfer der Katze heißt hier Dörtje (Abkürzung für Dorothea).

Als endlich der richtige Kater kommt, ruft die Wittwe Katze:

Dörtje! Dörtje!

Frau Katt!

Dirn, kumm rin! Smit uns dwern Tün!

(Schmeiß den Leichnam des alten Katers übern Zaun!)

Eine fernere Variante des Märchens hat Klee in der «Germania» (XVI, 144—145) mitgetheilt.

Es ist erstaunlich, wie rein sich in diesen lebendigen Volksüberlieferungen der uralte indische Geist erhalten hat! In der ersten Grimm'schen Version, die ich für die ursprünglichere halte, welche frappante Aehnlichkeit mit unsrer indisch-chinesischen Novelle!

Wir haben im humoristischen Thierepos das Satyrspiel zu jener tiefen socialen Tragödie, der heitere, freie Volksgeist setzte die Prügel an die Stelle des hochtragischen Schlusses der chinesisch-indischen Mähre.

Von keinem klassischen Gedanken ist diese harzduftige Waldpoesie angekränkelt. Sie ist ganz direkt vom Indus zum Abendlande gewandert. Sie muß älter sein als das Buch von den *Septem Sapientes*. Sie ist immer im geheimen nebenher gegangen, neben jenen rauschenderen Dichtungen der Troubadours und Minnesinger. Wie ein Veilchen blühte diese lange übersehene poetische Blume neben den stolzen prunkenden Lilien und Rosen.

Wie wunderbar ist es aber, daß jene Novelle, welche wir als eine der frühesten Geburten des sinnenden Volksgeistes erkannten, noch heute auf unerklärliche Weise im Munde des Volkes fortlebt!

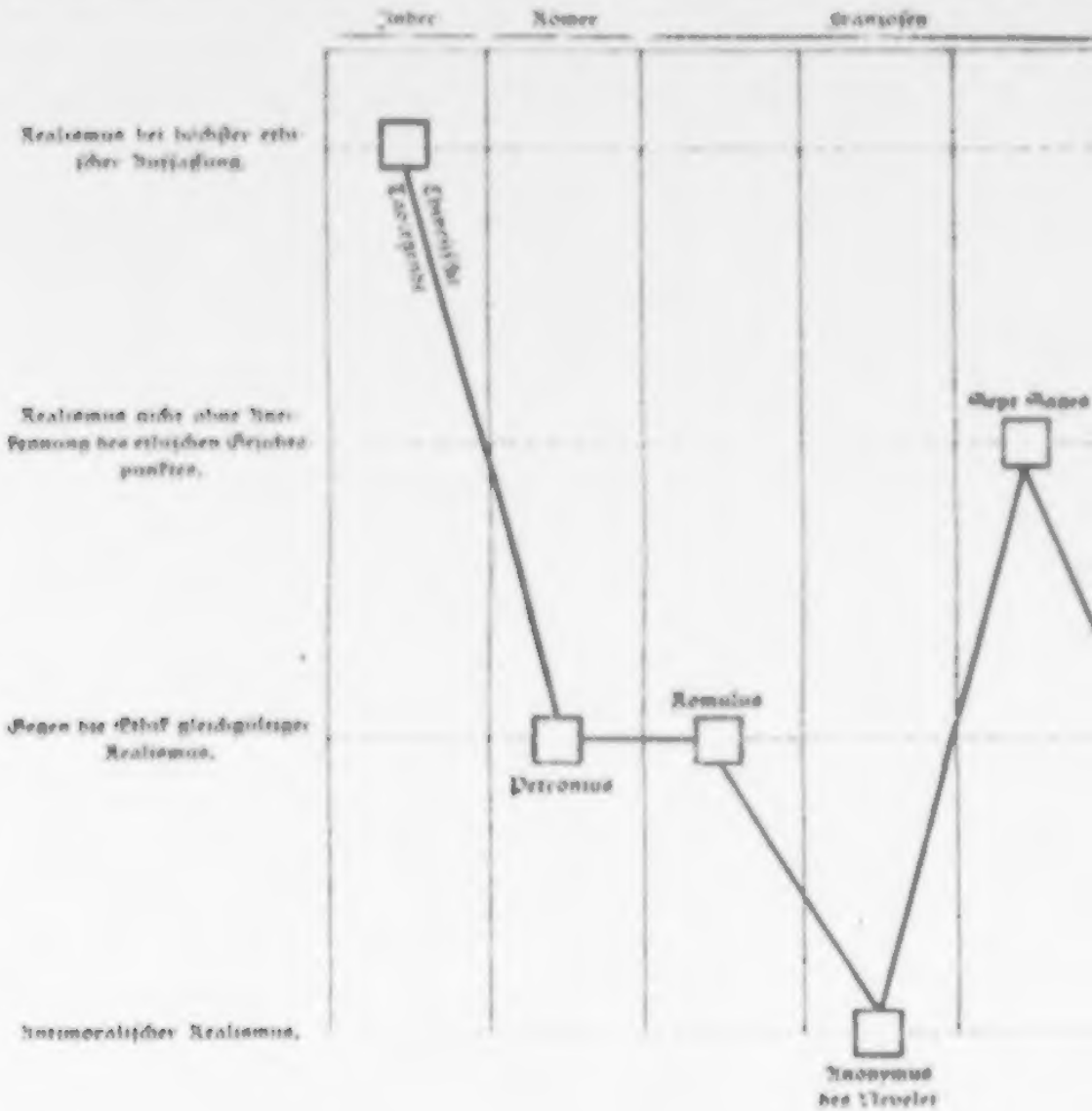
Das ist die Unzerstörbarkeit der künstlerischen Ideen, die geheimnißvolle Kontinuität alles geistigen Lebens. Wie die Herzen zweier Liebenden, die durch Berge, Ströme und Meere getrennt sind, so verstehen und finden sich wieder, auch durch die Ferne der Jahrtausende, die verwandten Geister der Litteraturen. Denn sie sind im Grunde **eins**.

Schluß: Ethisch-ästhetische Stufenleiter der Versionen der Novelle

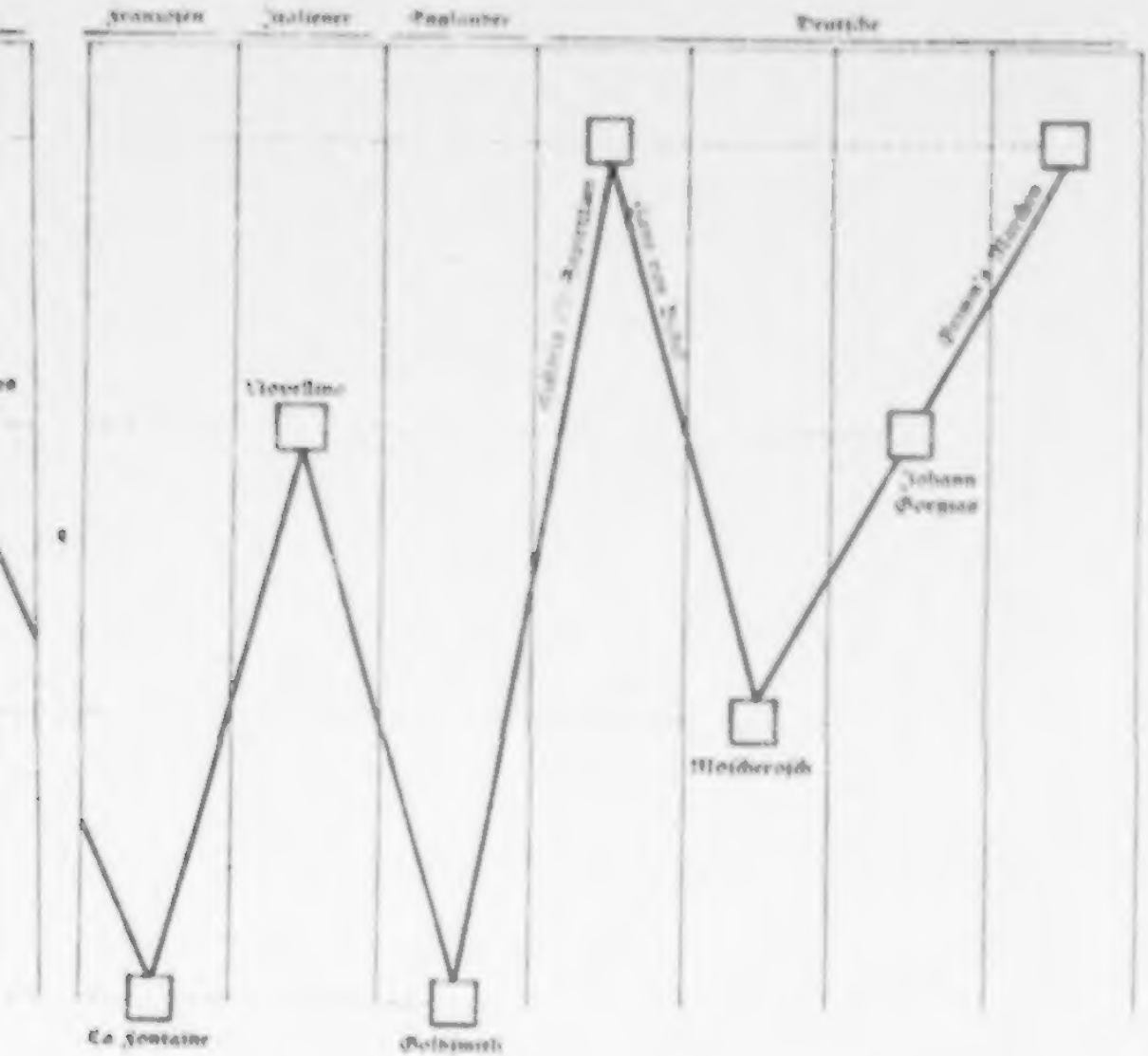
Man könnte der vorstehenden litterarisch bibliographischen Untersuchung entgegenhalten, daß die Beweisdokumente für die genetische Verknüpfung der verschiedenen Erscheinungsformen der Novelle nicht überall beigebracht seien: allein ich kann mich hinsichtlich dieses Mangels mit Darwin trösten. Die Idee, daß alle jene, den verschiedensten Zeiten und Nationen angehörigen Species der Novelle auf Eine – und zwar die indische – Urform zurückgehen, bleibt, trotz der nicht zu beschaffenden Mittelglieder, darum dennoch bestehen.

Kann ich demnach zum Schlusse einen wohlbelegten Stammbaum unsrer Novelle nicht aufstellen, so gebe ich an dessen statt eine ethisch-ästhetische Wertsskala der Behandlungen des Stoffes bei den verschiedenen Völkern, dabei an eine Stelle meiner ‹Deutschen Litteratur seit 1770› erinnernd: Das Wort Arthur Schopenhauer's: ‹daß die Welt blos eine physische, keine moralische Bedeutung habe, ist der größte, der verderblichste, der fundamentale Irrthum, die eigentliche Perversität der Gesinnung — dies Wort ist und bleibt der Leitstern der Poesie.

Durch die folgende Skala werden die in der »Einleitung« mitgetheilte
gel der Litteratur auch für die Novelle von der treulosen Wittwe in der Haup



...en * ...plastischen Nationale Anschauungen von Ehe und Wiederverheirat im Spie...
...gel ...liche sich bewähren.



Namen-Register.

A

Adam 47, 50, 210 f.
Alanus 211.
Albrecht von Scharfenberg 113.
Aldrovandus, Michael 22.
Amicus, P. 205.
Anselmus 26.
Antonius von Vicenza 23 f.
Apollonius 36.
Aristoteles 35.
Arnim, Achim von 113.
Athenäus 38.
Auerbacher, Ludwig 61.
Augustus 41, 42, 43.
Avicenna 112.

B

Balfour, J. C. 13.
Balzac, Honoré de 13, 14.
Barbou, Vincent 37 f.
Ben Akiba, Rabbi 17, 18.
Benfey, Theodor 4, 17, 79 f.
Berekhia-ben-Nachronai 61 f.
Birch, Samuel 30, 31.
Boccaccio 11, 14, 34, 90.
Böhtlingk 3.
Bolte, Johannes IV 119, 122.
Bonet, Ulrich 43.
Borchorst, Stephanus de 46, 80.
Borghini 28.
Bromyard 71 f.
Brunetto 210 f.
Bruno 63.
Bucher, Bruno IV 113.
Bucher, Lothar 108.
Buddha 12 f.
Bubel, Hans von 102 f.
Burkhardt, Jacob 30.

C

Calderon 13.
Campegio 122.
Cantiares 60, 114.
Capelli, Antonio 29.
Cervantes 10—14.
Chamisso 117 f.
Channa-ben-Chrabion 28.
Chapman 97.
Chaucer 98, 108.
Christus 9, 10.
Comparetti, Domenico 54 f. 79.
Copland 97.

D

Dacier 45.
Dam, Johan von Cleve Herr zu 61 f. 62 f.
Dante 67.
Dantzig, Barthen 37, 38.
Danes 14, 30.
Darmen [illegible] 133.
Daubenpeck, Hubrecht 48.
Dejoie 98.
Des Périers, Bonaventure Les nouvelles récréations 98.
Desnoyers, Emanuel 18.
Dolbeau, Charles 13.
Dolet, Etienne 42, 92, 96.
Dolhaine 6.
Dorat, Jean 14.
Dorbec gite 13.
Dorlay, John 81.
Dupuis, Antoine 49.
Durand [illegible] 132.
Duret, Albrecht 117.

E

Ebba, [illegible] 7, 9.
Ebrard 57.
Eingschiffen 134.
Emmerich, v. 119.
Emmerich, Ao. 72.

F

Faramelle, de 72.
Fenelon, Octave 14.
[illegible] 121.
Fiesole 12.
Flachsen, Barthen 14.
Flavianus 120.
Fleuriquet 134.
Fouilet 72.

G

Gamba, Bartolomeo 93.
Gaultier, Thomas 96, 97, 84 f.
Genalio 72.
Gellert 113.
Gerhard von Minden 40.
Gesta Romanorum 88.
Gertrud 93.
Giese 104.
Gosselin, Karl 19 f.
Goethe 8, 82, 89, 108, 109, 111–113.
Goldsmith 92 f.
Gorgias, Johann 101 f.
Gracián, Theodor 28, 134.
Gregorius 61.
Grimm, die Brüder 6, 108, 120 f.
Grimmelshausen 114, 115.
Gryphius, Sebast. 72, 88, 113.
Gudel 114.
Gualterussa 91.

H

Halbe, Max 19, 88, 99.
Hamm 72.
Hebel, J. P. 101.
Heine, Heinrich 109.
Heinze, Wilhelm 129 f.
Herbert 82, 96.
Herodot 8, 9.
Hervey-Saint-Denys, Marquis d' 90.
Hieronymus, der heilige 35, 60 f.
Hildegard Legion Jungfrauen 20 f. 106.
Hirsch [illegible] 72.
Horn 19.
Hugo, Victor 21.

J

Ibn Gabirol 9.
Jean le Chapelain 23.
Joannes de Alta Silva 28 f. 61 f.
Joannes Junior 60 f.
Joannes Nyrenberensis 38, 39, 72.
Joannes Trithemius 74.
Joel, Rabbi 104 f.
Johannes von Lupia 26.
Johnson, Charles 97.

Johnson, Samuel 100.
Johnson 56, 70.
Jones, the William 3.
Julius, Gaius 96.

K

Kalmuck 67.
Kalulu und Domang 4, 10 f.
Keller, Adalbert 5, 61, 76, 78.
Kew-Garden Palm 51.
Kirchhoff, Hans Wilhelm 111 ff.
Kiwi 111.
Klemperer 111.
Kölbel, Leonhard 73 ... 75, 77.
Kopren 5, 11.

L

La Perouse, König be 10 f.
La Plata, Flora be 11, 14 f.
La Pylaie 71 ff.
La Rocca, Dorcas Gardner be 81, 107.
Lampyriden 63.
Lancette 58 ... 63.
Landau 53, 83 f.
Lap-pap 41, 52 ... 54.
La Salle, Antoine be 10 ... 13, 16, 33, 96, 101.
Le Sabine 48.
Le Sage: Mes souvenirs et mes observations pendant mon Tour du Monde. Paris de Vaudé 1826 et Paris 1828 112.
Le Grand d' Aussy 33.
Leech, J. 73, 96.
Lessing 43 f. 108, 110, 116.
Leber be vera gratorum praestantiam. Haec et alter ist zu setzen zu [illegible].
Leber be septem superantibus 111 ff.
Leichenberg 73
Leibrecht, Felix 31, 92.
Leipziger Beobachter 118, 122.
Lemurinae 1 ff.
Lepton 93.

M

Mannheim 11 f.
Madison, James 58.
Mahabharata 5.
Maimonides, Moses 82.
Malcolmia 58.
Mandrake 58.
Mann, Heinrich bon 3, 4.
Marguerite be Navarre, Heptameron 118.
Marie be France 37.
Marshall 51.
Martinique 13.
Matthiolus 58 f.
Mayr, Nathan 116 ff.
Meisel, Wolfgang 111, 118.
Meisel, Be 45.
Melanie 111.
Melitta, Petronilla 73, 74.
Melissa 14, 15.
Menageglas, Samuel be 83.
Menschenstein 113.
Menschenstich 113.
Mieder, Herman 41.
Mieder, Max 103.
Mierzyc, Ignaz 14.
Minister 111 ff.
Mirabeau 107, 109 f. 120.
Mörike 113 f.

N

Nachtschatten 61.
Neumann, E., 8, 13, 16.
Neveler 43.
Niemeyer, Julius von 61.

O

Oesterley, Hermann 10, 40, 47 f. 88.
Ogilby 98.
Orest 56.

P

Panzerschnecken 4, 37, 88 f.
Parra, Nathan 116 ff. 122.

Pestalozzi 83.
Petrarca, Francesco 31.
Petrus, Apostel 1–5.
Petrus 37–42.
Petrus, Bischof von Mauritanien 33.
Petrus de la Cava 70, 71 f.
Petrus 37.
Petrus 31 ff. 61, 65, 67.
Pfalzen 42, 43.
Pfalz 73, 75.
Pfanna 106.
Pfeffel 35.
Pfeffel 42.
Pfeffel 42.
Pfeffer 1 f.
Pfeffinger 70.

Pforzheim 113.

Rabelais 23, 25, 33, 88.
Rainer 24.
Rahel 85.
Rahlwitz 108.
Raleigh 9.
Rambo, Rabbi 57 f.
Ran, van 80.
Rapin 23.
Rapperswil, Mathilde 88.
Rasmussen, Abel 32, 36, 37.
Ravis de La Peyrouse 99 f.
Rechenhain 98.
Rechenhain, Gretchen von 23, 24.
Reber, B. F., III. 42 f.
Reber, Karl 13
Rechtsch 6., 108.
Rellstab 97.
Roman du Renart 113.
Romane de Gesta Regum 76 ff.
Romulus 19 ff.
Rousseau, J.-J. 88.
Ref 86.

Saar, Ferdinand von 23 f.
Sachs, Hans 103.
Salomon ben-Isaak 57 f.
Sand, George 23.
Sarrabère, Jean de 38, 39, 74.
Schaffner 4.
Schiller 89.
Schlegel, Friedrich 1 ff.
Schmitt, Jakob Friedrich 120.
Schopenhauer, Arthur 4, 10, 19, 107, 109, 131.
Schorn 24.
Schott, Walter 13.
Schuré 24.
Schulz, Fritz 33, 108.
Scudéry 31, 32, 42.
Segni Magno 61 ff.
Seitenbl 98.
Shakespeare 13, 16, 88, 90, 98.
Sicher vom Meister 23 ff.
Siegwolf 121.
Simrock, Karl 23 ff.
Sinnen 38.
Smollet 98.
Solon, Virgil 42.
Sonnleit 94.
Sorgler 96.
Spinoza 13.
St. Germain 82.
Steinhöwel, Heinrich 30.
Stern, John Lester 19.
Stern, J. 119.
Stern, Ludwig 12.
Sterne 82, 92.
Storz 98.

Tacitus 6—7, 15.
Talmud, der 56 ff. 61 f.
Taylor, Jeremy 97.
Tendlau, Abraham 25.

Thomsen 9.
Teller 101.
Tertelstein, Johannes 94.
Tremulus, Matthäus 91.
Tschaupitzung 17, 22.
Tuppo, Francesco del 9.

U

Upamshaben, der 13.

V

Valmelli 63.
Velser, der 71.
Verzog Ulrich, der 62, 64 ff.
Vellen 91, 93, 96.
Vincentius, Frater 61.
Vopy, Jakob de 96, 97.
Volmare 21, 66 ff.
Voragine, Jacobus de 61.
Vraja 63.

W

Wagenseil 97.
Wagner, Richard 113.
Werle, Christian Fürst 101.
Wieland 70.
Wild, Sebastian 114.
Wolfram von Eschenbach 113.
Wurglis, Thomas 96.

X

Xenophon von Ephesus 101.

Y

Yorck 44, 47 f.

Z

Zeia, Paulo 14.
Zucco, Nicco 63.

Verlag

von

F. & P. Leßmann in Berlin:

Die treuloſe Wittwe. Eine chineſiſche Novelle. Deutſch nach dem Aſiatic Journal *MDCCXLIII* von Eduard Greſebach.

Chineſiſche Novellen. 1) Der ſeltſame Geliebte. 2) Das Juwelenkäſtchen. Deutſch und einer hiſtoriſch-geographiſchen Notiz von Eduard Greſebach. Sechſter bis ſiebenter Tauſend.

LUDWIG EINSIEDEL: DIE DEUTSCHE LITTERATUR SEIT 1770. G. V. STRANZ: GEORG HERWEGH. KUHLAU: DIE MAUER. CLEMENS BRENTANO: HEINE. Vierte, umgearbeitete Auflage.

Der Neue Tannhäuſer. Editio ne varietur. Nebſt einer Tannhäuſer-Biblia pauperum, genau dem Texte des Volksbuches von dem Tannhäuſer. Dreizehntes Tauſend.

Tannhäuſer in Rom. Vom Verfaſſer des Neuen Tannhäuſer. Sechszehntes Tauſend.